Pacd.
378
(3

Meister Liebreich.

Ein nützliches moralisches Lesebuch für Volks-schulen und bürgerliche Familien.

Von

Rudolph Christoph Lossius,
Pfarrer in Schwerborn bei Erfurt.

Dritter und letzter Theil.

Gotha,
bei Justus Perthes, 1801.

Vorrede.

Belohnt durch die gute Aufnahme, welche das Publikum den zwei ersten Bändchen dieser Schrift hat angedeihen lassen, und vergnügt, daß diese so glücklich gewesen ist, von würdigen und unpartheiischen Männern beurtheilt zu werden, übergebe ich hiermit dieses dritte und letzte Bändchen in gleicher Hoffnung, und unter gleichen Wünschen, daß es gefallen und nützen möge. Man schließe von der schnell auf einander gefolgten Herausgabe dieser drey Bändchen ja nicht auf eine Eilfertigkeit in der Bearbeitung derselben, sondern glaube der heiligen Versicherung, daß das Ganze bereits vollendet war, ehe das erste Bändchen gedruckt wurde. Ich wendete vorher die Muse meiner Tage dazu an, diese Schrift fast dreimal umzuarbeiten und dabei die Bemerkungen mancher Freunde zu benutzen. Hoffentlich wird man wenige von den gewöhnlichen Vorfällen des menschlichen Lebens in den Ständen, für welche dieses Buch bestimmt ist, vermissen, worüber nicht irgend etwas gesagt wäre, wenn schon nicht alles von gleichem Gehalt, gleicher Wichtigkeit seyn konnte. Ein mir sehr lieber Freund, der das Manuscript dieses Bändchens gelesen, hatte mir die Einwendung gemacht, daß durch die zu starke Darstellung der Schrecknisse des lebendig begraben werden, die Aengstlichkeit bei manchen Menschen vielleicht vermehrt werden

den würde, und fast wankte ich, ob ich sie durchstreichen sollte? wenn nicht meine eignen Beobachtungen, wie unverantwortlich nachlässig man besonders in den niedern Ständen und auf dem Lande mit seinen Toden umgeht, daß Uebergewicht behalten hätten; dann daß man in den hie und da errichteten Leichenhäusern noch keine Wiedererwachten aufweisen kann, ist ganz natürlich, da die dort aufgenommenen Leichen aus Ständen sind, wo man sie schon vernünftiger behandelt; und ich bin überzeugt, daß man darüber nicht genug sagen kann, um Vorsicht zu erwecken.

Meinem Wunsche nach möchte ich gern in Liebreichs Fritzen, das Bild eines guten Lehrlings aufstellen, der unter verschiedenen Lagen brav und unverdorben bleibt, ihn in die Jahre des Jünglings hinüber begleiten, und Anleitung zu einer vernünftigen Wahl seines künftigen Berufs geben, wenn es Umstände und Fortdauer meines Lebens begünstigen. Indeß wird mich die Vorstellung beruhigen, daß ich die ländliche Muse meiner Tage, wie ich hoffe, nicht ungenützt verwendet, und, es sollte mich freuen, wenn ich manchen, vielleicht selbst manches Kind aus meiner Gemeinde, zu den Entschluß geleitet hätte, ein braver Meister Liebreich zu werden.

Schwerborn
am 30. August 1801. der Verfasser.

Erstes

Erstes Kapitel.

Liebreich hatte seit vielen Jahren alle die Tischlerarbeiten in den öffentlichen Gebäuden zu besorgen, welche die Herrschaft auf Kosten des Staates erhalten mußte. Eben jetzt ward ihm der Auftrag gegeben, sich in das große Zucht- und Besserungshauß zu verfügen, um dort die nöthigen Reparaturen in Augenschein zu nehmen. Dieses Hauß war schon seit vielen Jahren von der Regierung des Landes dazu bestimmt und eingerichtet worden, alle Verbrecher und Stöhrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit hier aufzubewahren, und sie wo möglich besser, wenigstens für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen. Hier genoß jeder so viel Freiheit, als er ver-

verdiente, jeder empfand hier die traurigen Folgen seiner Vergehungen, ohne über Härte klagen zu dürfen, oder durch unmenschliche Behandlung gefühlloser und boßhafter zu werden. Vielmehr ließ man sich die Besserung solcher unglücklichen Verbrecher sehr angelegen seyn. Die Einsamkeit, in der sie lebten, gab ihnen Zeit über sich nachzudenken, man erlaubte ihnen in Feierstunden gute Bücher zu lesen, und ein eigen dazu bestimmter sehr geschickter Prediger suchte ihnen sowohl durch öffentliche Vorträge als durch besondere Unterhaltungen bessere Gesinnungen beizubringen. Wer ein geringes Verbrechen begangen hatte, konnte auf gelindere Strafe rechnen, wer sich hier still und gut aufführte, bekam auch mehr Freiheit und bessere Behandlung, wer fleißig arbeitete, und mehr verdiente, als zu seinen nothwendigen Bedürfnissen erfordert wurde, genoß auch mehr Bequemlichkeit und bessere Nahrungsmittel; kurz, hier wurde auch am Verbrecher noch der Mensch geachtet, und menschlich behandelt.

Liebreich benutzte diesen Auftrag und diese schickliche Gelegenheit, um seinen Kindern und Haußgenossen hier gewissermaßen den Auswurf

der Menschheit zu zeigen, und sie mit dem Zustande solcher bekannt zu machen, die durch Uebertretung ihrer Menschen- und Bürgerpflichten so vieles Unglück über die menschliche Gesellschaft verbreitet, und sich selbst elend gemacht hatten. Noch an demselben Nachmittag gieng er mit ihnen allen dahin.

Schon beim Eintritt überfiel sie ein kalter Schauder, als sie durch ein dunkles Thor giengen, wo ihre Fußtritte dumpf wiederhallten, dessen Eingang mit Wache besetzt war. Große, mit starken Eisen beschlagene Thorflügel klirrten in ihren Angeln, schwere Riegel und Schlösser, und dicke eiserne Ketten rasselten an ihnen.

Ach, man merkte es an allen, daß hier kein Aufenthalt freier und froher Menschen war, denn überall herrschte eine dumpfe Stille, die nur durch schauerliches Ketten- und Karrngerassel unterbrochen wurde!

Auf dem großen Hofe kam ihnen ein Trupp sogenannter Züchtlinge entgegen, welche durch Schellen und Ketten mit Händen und Füßen an Schiebekarren geschlossen waren, in denen sie den Schutt und die Steine alter ehemaliger Gefängnisse hinweg schanzten, die man jetzt abgerissen

hatte, da man die Gefangenen nicht mehr in dumpfen unterirdischen Kerkern schmachten, ungesund und elend werden ließ, sondern sie in lüftigern Gefängnissen über der Erde verwahrte.

Noch waren einige von jenen fürchterlichen Gefängnissen zu sehen, welche tief in die Erde hinab giengen. Hier hatten vormals Menschen bis zu ihrer Befreiung oder ihren jammervollen Tode geschmachtet! Sie besuchten in Begleitung des sehr menschlichen und braven Aufsehers des Hauses diese schaudervollen Wohnungen, zu welchen eine dunkle, tiefe, steinerne Treppe hinabführte. Ein schmaler Gang gieng zu den Kerkern. Gott, rief der gute alte Herr Weidner aus, der mit bei der Gesellschaft war, mit welchen Empfindungen mag mancher Unglückliche diesen Gang gewandert seyn! Wie mancher Bösewicht mag hier den gerechten Lohn seiner Grausamkeiten empfangen haben, aber mitunter auch wohl mancher Unschuldige, hier eingekerkert, die Mauern mit seinen Seufzern erfüllt haben, den man in den finstern Zeiten des Aberglaubens als einen Zaubrer angab, oder der blos um deswillen zum ewigen Stillschweigen hieher gebracht wurde, weil er sich zu einer andern Religions-

par-

parthie, als seine Feinde, bekannte, weil er Wahrheit und Tugend lehrte, die man haßte, oder einen Gewaltigen dadurch erzürnte, daß er seine Ungerechtigkeiten laut rügte; sich nicht zu zu einem Werkzeug schändlicher Thaten hergeben wollte, oder durch seinen Reichthum den Neid aufweckte! Ach, Heil uns, daß wir in bessern Zeiten leben, wo so leicht kein Unschuldiger elend gemacht werden kann: daß wir Fürsten, Richter und Obrigkeiten haben, die gerecht aber auch menschlich sind!

Und selbst beim offenbarsten Verbrecher, sagte Liebreich, wie vielen Antheil hat nicht oft seine Erziehung, sein elender Unterricht, allerlei Umstände und Lagen an seinen begangenen Verbrechen? wie oft verdienen nicht seine Eltern und andere Menschen die Strafe, die er leiden muß, mehr als er, weil sie den schädlichen Ausbrüchen seiner Leidenschaften und Neigungen keinen Einhalt thaten, sondern ihm wohl gar selbst Anleitung und böses Beispiel gaben; weil sein Gefühl für Recht und Unrecht mehr unterdrückt, als erweckt wurde; weil man ihn in Umstände versetzte, wo er lasterhaft werden mußte; sich seiner als ei-

nes Gefallnen nicht annahm, sondern ihm nach den ersten begangenen Fehler zu größern Lastern ruhig fortschreiten ließ, oder bei ihm durch Beschimpfungen, Mißhandlungen, Verstoßung, Verbannung und Beraubung seiner Güter erst noch den letzten Funken menschlichem Gefühls vertilgte, bis er ein vollendeter Verbrecher wurde!

Während diesen richtigen Bemerkungen war ein Licht herbeigebracht worden. Der Aufseher öffnete das große Schloß einer starken eisernen Thür, und die Gesellschaft kroch durch eine kleine Oeffnung in einen fest vermauerten Kerker, dessen Dunkelheit durch den Schein des Lichts gräßlich erleuchtet wurde. Eiskalter Schauer wehte sie mit einer kalten feuchten Luft hier an. Ueberall an den Mauren hiengen noch die Ringe und Ueberreste von Ketten, an welchen die Gefangenen waren angefesselt worden. Man denke sich ihren Zustand! Tag und Nacht in einem solchen feuchten Kerker einsam zu sitzen, wo man nichts hört, als das Klirren seiner Ketten, den dumpfen Nachhall seiner Seufzer, den schallenden Fußtritt des Wärters; in einem Kerker zu schmachten, der nur durch eine kleine Oeffnung spärliche Luft und Licht erhielt, sich nicht regen, nichts zu seiner

Unter=

Unterhaltung vornehmen zu können, nur blos seinen eignen Gefühlen und Vorstellungen überlassen einer erschrecklichen Zukunft entgegen zu sehen! Wie viele Ueberwindung kostet es manchen, nur einem Bedürfniß auf einige Zeit zu entsagen; und diese Elenden mußten auf einmal auf alles Verzicht thun, auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit, abwechselnde und schmackhafte Nahrungsmittel, Umgang, Bewegung, Beschäftigung, Freiheit, Licht und Luft, kurz auf alles, was zum menschlichen Leben gehört, und mit Einsamkeit, Körperschmerzen, Wunden von Ketten, Ungeziefer im langen Bart und Kopfhaar, dessen sie sich nicht einmal erwehren konnten, Gestank, und grausamen Wärtern kämpfen! und doch konnte solche Strafe manchen nicht von vorsetzlichen Verbrechen abschrecken!

Dieses Gefängniß, sagte der Aufseher, muß eines der festesten und fürchterlichsten gewesen seyn, denn aus allen Umständen schließe ich, daß die Gefangenen auf Stroh oder bloßer Erde gesessen, und mit ihren Händen und Füßen hier in der Oeffnung dieser Bohle befestiget worden, auf welche diese zweite Bohle wie eine Falle einklappt, dabei waren sie, noch mit Ketten so gefesselt, daß

sie sich nicht haben regen können, sondern sich ihre Nahrungsmittel haben müssen reichen lassen. Hier — er führte sie an eine Mauer — kann ich nicht anders glauben, als daß dieser stehend angeschmiedet, und mit ausgebreiteten Armen hart an der Mauer ist befestigt gewesen. Sehen Sie hier den Halsring, hier die Ringe zu den Händen und da unten zu den Füßen; am Ende ist hier gar noch ein eisernes Band um den Leib gegangen.

Das hieß, meinte Herr Weidner, zu hart behandelt! Lieber Gott, sie waren ja doch Menschen, die auch Empfindungen und Gefühl hatten! sie waren ja auch beim größten Verbrechen, bei der eignen größten Schuld, schon unglücklich genug durch die Beraubung ihrer Freiheit und Bequemlichkeit, und durch den eignen Vorwurf ihres Gewissens. Mußten sie denn auch noch so fürchterlich gemartert werden!

Daher, erwiederte der Aufseher, werden die Verbrecher auch jetzt weit menschlicher als vormals behandelt. Indeß mag es wohl auch bisweilen abscheuliche Menschen vom äußersten Grad der Boßheit, Verderbniß und Wildheit gegeben haben, die nicht fest genug verwahrt werden konnten.

ten. Sie sollen einen Menschen dieser Art zu sehen bekommen.

Mienchen. Dergleichen Gefangene haben wohl ohnmöglich in einem so kläglichen Zustande lange gelebt?

Aufseher. Nachdem sie einen festen abgehärteten, oder schwächlichen Körper mit hieher brachten. Man hat Beispiele, daß gleichwohl manche zehn, zwanzig und mehr Jahre gelebt haben. Ach der menschliche Körper ist so beschaffen, daß sich die Natur oft allmählich an die unbehaglichsten Lagen gewöhnt, wenn sie es erst eine Zeitlang abgehalten hat. Ja, es hat mancher Mittel gefunden, sich von seinen Banden zu befreien. Hier soll im vorigen Jahrhundert der Anführer einer Räuber- und Mörderbande gesessen haben, der mit dem scharfen Rande der töpfernen Scherben seiner zerbrochnen Schüssel die Glieder seiner Ketten langsam durchgearbeitet hat, bis er frei geworden. Bei der genauesten Aufsicht haben gleichwohl oft listige Bösewichter Feilen im Munde, im Haarzopf und an andern Orten aller Untersuchungen ohngeachtet zu verbergen gewußt, durch welche sie sich in der Folge aus dem Kerker befreit.

Die Gesellschaft hatte keine Lust mehrere Kerker zu besuchen, und begab sich wieder heraus. Liebreich fragte den Aufseher: Ob noch einige von den Marterwerkzeugen vorhanden wären, mit denen vormals die Verbrecher so lange gefoltert wurden, bis sie selbst ihre Verbrechen eingestanden? und dieser erwiederte, daß zwar noch die Ueberreste von manchen übrig wären, allein theils zerfallen, theils unvollständig, und unbrauchbar, weil in unsern menschlichen Zeiten die Torturen abgeschafft wären. Er führte sie in eine Kammer, die Marterkammer genannt. Hier waren noch die vormals berüchtigten Daumenschrauben, in welchen die Daumen der Hände und die Zehen der Füße langsam oft bis zum Zerplatzen der Nägel, bis zum empfindlichsten Grad des Schmerzes zusammen geschraubt wurden. Die Leiter oder Bank, auf welcher die Verbrecher mit den Händen befestiget und mit den Füßen aufs äußerste gezogen und ausgespannt wurden, daß man, wie behauptet wird, den Schein eines Lichtes durch ihren ausgedehnten Körper bemerkt habe. Eine große Art Fidelbogen, mit dessen Saite man die Muskeltheile der Arme oder Füße so lange gestrichen, bis auch hier der angreifendste Schmerz ent-

entstanden, und dergleichen schauderhafte Marterinstrumente mehr.

Allen fuhr es eiskalt den Rücken hinab, und keines konnte nur den leisesten Grad von diesen Torturen ohne den heftigsten Schmerz abhalten. Gottlob, rief Liebreich aus, daß auch diese Quaalen der Folter in unsern Zeiten abgeschafft sind!

Ich halte auch dafür, erwiederte der Aufseher, daß dergleichen Foltern und Torturen ein sehr unsicheres Mittel zur Erforschung der Wahrheit eines Verbrechers gewesen sind. Mancher unschuldige, aber weichliche und empfindsame Mensch mag wohl durch dergleichen Martern zu einem falschen Geständniß gebracht worden seyn, wie dieses besonders bei Hexenprozessen der Fall war, wo sich diese unschuldig Angeklagten endlich zu den angeschuldigten Verbrechen bekannten, nur um der Marter los zu werden, oder hielt der Gemarterte, stark durch das Bewußtseyn seiner Unschuld, die heftigsten Torturen ab, und wurde befreit, so war nun sein Körper auf seine Lebenszeit zerrüttet. Indeß der abgehärtete Bösewicht standhaft beim Läugnen blieb, und die Martern aushielt, weil er wußte, daß er dann seine Frei-

heit

heit erhielt. Jetzt im Gegentheil geben sich unsere weisen und menschlichen Richter freilich mehr Mühe, die Wahrheit des Verbrechens aus den Umständen, aus den widersprechenden Reden des Verbrechers, den Aussagen der Zeugen zu erforschen, als daß sie es blos auf die Geständnisse der Verbrecher ankommen lassen sollten, um darnach das Urtheil zu fällen.

Weidner. Das ist sichrer und besser. Wozu erst im Grunde das eigne Geständniß des Bösewichts, wenn sein Verbrechen offenbar ist? und gesetzt, es wäre auf diesem leiseren Wege nicht immer das Verbrechen so ganz zu entdecken, so mögen lieber zehn Verbrecher mit gelinderer Strafe hindurch kommen, als daß ein Unschuldiger durchs Foltern zu einem unrichtigen Geständniß und der Richter dadurch zu einem ungerechten Urtheil verleitet würde.

Hier, rief Liebreich heiter aus, wäre also nichts zu untersuchen und zu repariren!

Hier, Gottlob nichts, erwiederte der Aufseher, aber dort werden wir manches antreffen. Er zeigte auf das große steinerne Gebäude, nach welchem sie jetzt giengen.

Zweites Kapitel.

Man kam zu zwei großen Stuben, in welchen sich eine fast unübersehbare Menge Menschen, rechter Hand Männer und in jener Stube linker Hand, Weiber und Kinder befanden. Sie spannen, strickten, nähten und verrichteten allerlei Arbeiten. Hier waren keine Verbrecher, sondern blos die allerärmsten der Stadt, welche die große Wohlthat genossen, daß sie frei von Miethzinß, Obdach und Aufenthalt, so wie im Winter freies Licht und Heitzung erhielten. Jedes konnte seine Arbeit fortsetzen, und sich seinen Lebensunterhalt erwerben. Der Gebrechliche, Alte und Schwache, Eltern vieler Kinder bekamen hier einen Zuschuß, wenn sie nicht so viel verdienen konnten, als sie zum spärlichen Leben bedurften; wem es an Werkzeugen und an Arbeit gebrach, erhielt beides durch die angestellte Kommission, und die Aufseher sorgten dafür, daß keine Zänkereien und kein Unfug getrieben werden durfte. Hier wurden sie der menschlichen Gesellschaft als nützliche arbeitsame Menschen wieder gegeben, und für den gänzlichen Verfall bewahret.

In

In einigen großen Zimmern aber des untern Stockwerkes, im großen Garten und Hofraum, befanden sich in verschiedenen Gruppen, unter militärischer Aufsicht, eine verworfnere Menschenklasse, nemlich die vormaligen Landstreicher, und alles das liederliche Gesindel, das sonst in ganzen Gesellschaften als allerlei Gauner, wie Zugvögel seine Streifzüge unter mancherlei Gestalten durch Stadt und Land angestellt hatte. Diese oft schon von Jugend auf blos diesem schändlichen Gewerbe ergebene Menschen, die als abscheuliche Müssiggänger sich nur vom Schweiße ihrer arbeitsamen Mitbrüder ernährten, und wohllebten, die oft durch List und Betrug, als vorgeblich Abgebrannte oder sonst Verunglückte mit falschen Päßen und nachgemachten Schriften umherzogen, bettelten, und raubten, wo sie konnten, diese wurden jezt überall durch Soldaten und Husaren im Lande aufgetrieben, und hieher geliefert, wo sie arbeiten mußten, sie mochten wollen oder nicht, wenn sie jezt nicht darben wollten. Sie mußten — denn es waren lauter gesunde und starke Menschen — hier Holz spalten, Farbehölzer raspeln, Spinnen und bisweilen — denn sie verdienten kein besser Schicksal, als die andern Züchtlinge — mit

mit ihnen die Straßen kehren, an Steinwegen arbeiten, die Baumpflanzungen begießen, und auf Feldern graben und hacken, wo der geringste Unfleiß ihnen verdiente Züchtigungen zuzog, aber ihre Besserung ihnen auch ihr Schicksal linderte.

Dieses beides waren die Anstalten, zu welchen Liebreich mit so herzlicher Bereitwilligkeit jeden Monat seinen sehr ansehnlichen Allmosenbeitrag an Gelde ablieferte; denn, sagte er oft, jeder, der ein rechtschaffner Staatsbürger seyn will, muß dergleichen heilsame Anstalten zu befördern und durch reichliche Unterstützung zu erhalten suchen. Da konnte er sich oft über so manche karge Menschen ärgern, die es hier abzwackten, oder wohl gar diese Anstalt tadelten und verschrieen. Ist es nicht die größte Wohlthat von der Welt, sagte er dann, daß wir jetzt nicht alle Augenblicke durch Bettler angelaufen und in unserer Arbeit gestöhrt werden, unsere Thüren und Wohnungen bewachen, und uns jetzt nicht mehr ärgern dürfen, daß uns so mancher Schurke bestielt, beschimpft und ausschillt, wenn wir ihm nicht das geben, was er ertrotzen will, daß uns nicht so mancher gesunde und starke Müssiggänger aus-

saugt,

saugt, indeß wir es uns müssen sauer werden lassen? Haben wir nicht vormals das Jahrlang einzeln zehnmal mehr an dieses liederliche Gesindel verschwenden müssen, welches das Erbettelte auf die schändlichste Weise vergeudete, jetzt aber zur Arbeit angehalten wird? Was stifteten wir auf Kosten unsers Beutels für Nutzen, wenn wir diesem einen Dreier gaben, den er im Branntwein vertrank, jenem ein Stücke Brod zuwarfen, das er dem nächsten Wirth wieder zur Fütterung für seine Schweine um ein Spottgeld verkaufte, indeß uns das Brod theuer zu stehen kam, oder wenn wir dem Betteljungen einen Pfennig darreichten, dafür er sich im nächsten Laden eine Leckerei kaufte, wodurch er näschig, diebisch und liederlich wurde? Es ist Pflicht, sich des Dürftigen anzunehmen, aber auf eine solche Weise, daß er der Dürftigkeit auch entrissen und gebessert wird, und wie können wir diese Pflicht besser erfüllen, als wenn wir die Obrigkeit unterstützen, die es übernommen hat, dafür zu sorgen, daß die Beiträge der Unterthanen zur Unterstützung der Armuth richtig vertheilt werden, so daß jeder Arme so viel, und das bekömmt, was er braucht, dieser

Nackte einen Rock, jener ein Werkzeug, diese ein Pfund Wolle zu neuer Anlage, und jener etliche Thaler Vorschuß, um seine verpfändeten Sachen einlösen, seine Wohnung ausbessern und sein Gewerbe wieder anfangen zu können, der Kranke Arznei, und der Genesene eine Kraftsuppe. Hier, fuhr er fort, wissen wir doch, wie unser Allmosen verwendet wird, aber wenn wir es dem Bettler selbst geben, müssen wir besorgen, daß wir ihn durch reichliche Spenden nur noch üppiger machen, und in seiner Liederlichkeit bestärken. Hier ist ein richtigeres Verhältniß der Vertheilung, als bei der Bettelei, wo der rüstige, listige Bettler es höher bringt, als die arme Mutter, die mit ihren matten Kindern nur langsam nachschleichen muß, oder der Mann mit dem hölzernen Bein, der nur forthinken kann. Wie ist das nicht so fein, daß man jetzt nicht mehr durch den gräßlichen Anblick Gebrechlicher erschüttert oder in Eckel versetzt wird, daß man nicht mehr besorgen darf, dies lose Gesindel stecke unsere Wohnungen aus Rache oder Raubsucht an, oder verbreite pestartige Seuchen und Krankheiten über die Länder, die es durchzieht. So hatte Liebreich oft schon geredet, und jetzt war er nur noch mehr in seiner Behaup-

tung bestärkt worden, da er diese wohlthätigen Anstalten mit eignen Augen gesehn und untersucht hatte. Nein, rief er jetzt aus, wo solche Einrichtungen sind, wie hier, da ist es nicht allein Pflicht, die Obrigkeit durch reichliche Beiträge zu unterstützen, und ihre wohlthätigen Anstalten mit Dank zu erkennen; sondern sie auch auf alle mögliche Weise zu befördern.

Weidner. Da sind wir einerlei Meinung. Ich halte es für Sünde, Bettlern etwas zu geben, da es die Obrigkeit verboten hat, und Anstalten zur Versorgung der Armen da sind; für Sünde, wenn man den liederlichen Bettler in Schutz nimmt, wie dieses der Fall besonders ist, wenn die Diener der Polizey ihn ergreifen und bei seiner Widersetzlichkeit ihn härter behandeln müssen, als wenn er sich gutwillig gefügt hätte. Da lästert man oft auf diese, und bemitleidet den rüstigen Landstreicher, als ob ihm zu viel geschehe. Anstatt daß jeder behülflich seyn sollte, den Diener in Schutz zu nehmen, befördert man die Flucht des Bettlers. Man verschreit die Anstalten der Obrigkeit, um die Unterthanen unzufrieden und ungehorsam zu machen, und thut gegen seinen

eignen

eignen Vortheil das Gegentheil von dem, was man als ein rechtschaffner Staatsbürger thun sollte.

Liebreich. Das ist ja eben mein Aerger. Erst schreit man über Bettelunfug, beschuldigt die Obrigkeit der Nachlässigkeit, und macht ein gewaltiges Lärmen. Trifft sie Armenanstalten, da heißt es wieder: das Gesindel wird faul und üppig gemacht: Es will nun nichts mehr arbeiten, da es versorgt wird, und lebt zu gut; und nun will man seine Unterstützung der Anstalt entziehen. Gleichwohl hört man wieder die Klagen der Unzufriednen an, die nicht gern arbeiten und doch wohl leben wollen, und sich darüber beschweren, daß sie zu wenig erhielten, indeß andre zu viel bekämen. Nimmt die Wache oder der Aufseher den Bettler in Arrest, dann schreit man über Härte; sind sie nachsichtig, so heißt es: sie stehe mit dem Gesindel in heimlicher Verbindung und Sold. Wie sollen sie es denn nun anfangen? Wenn unter den Einwohnern eines Ortes Gemeingeist und Sinn für das Gute wäre, dann würde gar vieles möglich zu machen seyn, aber man läßt es beim Reden, und thut nichts. Warum zeigt man es denn der Obrigkeit nicht an, wenn man

Ungerechtigkeiten bemerkt? Sie ist ja nicht allwissend, daß sie alles entdecken könnte. Sähe nur der Liederliche, der Bettler, daß er nirgend gehegt würde, er würde sehr bald zum Fleiß und zur Ordnung zurück zu kehren genöthigt seyn. Wenn nur alle oder wenigstens der größte Theil der Einwohner eines Orts sich dahin vereinigten, die obrigkeitlichen Einrichtungen auf alle nur mögliche Weise zu befördern, dann würde es sich kein Einheimischer gelüsten lassen zu betteln, sondern er würde arbeiten, und der Fremde, welcher der Aufsicht der Wache entschlüpfte, würde bei den ersten vergeblichen Versuchen sogleich das Thor wieder suchen, nie wieder kommen, und auch seine liederlichen Brüder warnen, einen vergeblichen Weg zu machen. So wäre dem Bettelunfug mit einemmal ein Ende.

Heinrich. Sollte das nicht zu hart seyn, Meister, keinem Bettler, ohne Unterschied etwas zu geben? Wie mancher arme Geselle, der auf seiner Wanderschaft alles abreißt, durch Mangel an Arbeit, Krankheiten, oder Diebstahl sein Haab und Gut verliert, an Orte kömmt, wo er kein Geschenk von seinem Handwerk erhält, was soll der bisweilen anfangen?

Liebreich. Glaube mir, Heinrich. Wer immer das Seinige thut, fleißig, sparsam und redlich ist, den verläßt der liebe Gott nicht, der wird nie zum Bettler herab sinken. Gesetzt auch, daß er durch unverschuldete Unglücksfälle in Verlegenheit und Noth käme, so findet er gewiß in öffentlichen Kassen, Armen- und Krankenhäusern, so wie in der Wohnung des Menschenfreundes Unterstützung genug, um sich wieder zu helfen, wenn er sich nur retten will. Frage doch nach dem Lebenswandel solcher Gesellen, die zerrissen und zerlumpt, im erbärmlichsten Zustande zur Schande ihres Handwerks herumfechten, und du wirst finden: Es waren liederliche Menschen, die zuvor alles wieder verthaten, was sie verdienten, und nichts sparsam zu rathe hielten, oder es waren Leute, die schlechte Arbeit lieferten, oder sonst grob, unsittlich, unreinlich und unruhig waren, und nirgends gut thaten; diese mußten natürlich in kurzer Zeit ganz herunter kommen, indeß sich der ordentliche Geselle, auch bei entstandnem Mißgeschick, sehr bald wieder hilft und erhält. Kann sich jener beschweren, wenn er nicht mehr bekömmt, als was ihm die öffentlichen Anstalten zum spärlichen

Fortkommen bestimmen? hat er etwa mehr verdient?

Heinrich mußte ihm Recht geben, und Herr Weidner gab ihm gern Recht, denn er war längst der nemlichen Meinung gewesen, worinne ihn seine vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen bestärkt hatten. Wer, sagte er, bei gesunden Körper sich aufs Betteln legt, der ist ein schändlicher Mensch, und kaum einiger Unterstützung werth; denn er kann arbeiten, sich seinen Unterhalt selbst erwerben, und der Welt nützlich seyn. Er thut das größte Unrecht an der menschlichen Gesellschaft, von der er ernährt seyn will, ohne ihr dafür etwas zu leisten. Er selbst macht sich zu einer unnützen Last der Erde, zu einer Null, die nur einen Platz ausfüllt, ohne etwas an sich zu gelten. Ganz den Absichten Gottes handelt er entgegen, und schadet sich dadurch selbst. Wie mag er es vor seiner Vernunft, vor seinem Gewissen verantworten können, daß er in einer Welt, wo vom Moose bis zur Eiche, vom Wurm bis zum Menschen, alles die Absichten Gottes erfüllt, und für's Allgemeine thätig und würksam seyn soll, nichts, gar nichts nützliches thun will! Ich dächte, solche Menschen würden nie recht froh! Lieb-

Liebreich, im gerechtesten Eifer. Er kann auch nie froh werden, der Bettler, und verdient es nicht. Giebt es dann nicht etwa zu thun genug auf der Erde, daß er nicht wissen sollte, was er anfangen möge? Wie viele schamhafte, redliche Arme dulden den größten Mangel im Stillen, behelfen sich kümmerlich, und würden es für die größte Sünde halten, jemanden um etwas anzusprechen, so lange sie sich noch regen können, und solche Menschen, die sich nun einmal über Ehre und Schande, Pflicht und Gewissen hinaus gesetzt haben, entreißen diesem oft noch die Unterstützung, die er verdiente, machen andere durch ihre Liederlichkeit hartherzig und unempfindlich gegen den würklich Nothleidenden, und erwerben sich durch Spatzierengehen ein besser Taglohn, als der fleißigste Arbeiter!

Uebrigens, fuhr er fort, will ich damit gar nicht sagen, daß wir es bei jenen Allmosenbeiträgen müssen bewenden lassen; nur, wie jener große Lehrer sagte: Habet acht auf eure Allmosen, wie? wozu? auf welche Art und aus welchen Absichten ihr es gebet. Es fehlt uns außerdem nicht an schaamhaften Dürftigen, verlaßnen Kranken, und in der Stille Nothleidenden.

Da fodern uns oft genug die öffentlichen Zeitungen und andere Menschenfreunde auf, Abgebrannten, Verunglückten, Gebrechlichen, armen Witwen und Waisen und andern Elenden durch thätige Unterstützung ihre Kummerthränen abzutrocknen. Ach, wie wahr sagte jener große Menschenfreund zu seinen Freunden: Seht Euch nur um, Ihr habt allezeit Arme um Euch, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr ihnen Gutes thun!

Der Aufseher führte die Gesellschaft von diesem Saale in ein Seitengebäude, wo sich eine Anzahl kleiner aber reinlicher Zimmer befand, in welchen unglückliche und arme Weibspersonen bei ihrer Niederkunft gepflegt wurden, damit sie und ihre Kinder nicht hülflos vergehen möchten.

Dieses ist, sagte Herr Weidner mit Wehmuth, immer noch das beste Mittel, um zu verhindern, daß solche unglückliche, verführte Geschöpfe nicht aus Verzweiflung zum schrecklichen Kindermorde verleitet werden, vor welchem die Menschheit schaudert.

Gleichwohl, erwiederte der Aufseher, haben wir jetzt eine so unglückliche Kindermörderin in Verwahrung, die ihrem neugebohrnen Kinde — ach Gott!

Gott! mir schaudert bei den Worten — das Köpfchen zerknirscht hat.

Sie fuhren bei dieser Nachricht für Schrecken zusammen, und riefen: Ist das nur möglich, daß eine Mutter ihr Kind umbringen kann! Hören Sie sie? rief der Aufseher, sie ist wahnsinnig geworden. Sie sollen sie sehen.

Er führte sie hierauf in das Hauptgebäude zurück, welches für Verbrecher aller Art bestimmt war. Schon von weitem hörten sie eine sanfte schneidende Stimme mit vieler Anmuth singen, bald einige Strophen eines religiösen, bald den Anfang eines bekannten Volksliedes. Der Aufseher öffnete die Thür, und die Gesellschaft trat hinein. Ein wohlgebildetes, junges, reinlich gekleidetes Mädchen saß an einem Tische, und strickte. Erst schlug sie ihre Augen nieder, und redete einige unverständliche Worte; dann sahe sie die Fremden mit einem wilden stieren Blick an, aber auf einmal ward ihr Auge mild, ihre Gesichtszüge freudig, und mit einer unaussprechlichen Anmuth rief sie aus: Ach, da bist du ja, mein Heinrich! wo warst du so lange? — Sie wollte aufspringen. —

Heinrich, Liebreichs Geselle, ward vor Schrecken wie eine Leiche. Er glaubte: Sie meine ihn. Allein der Aufseher beruhigte ihn mit dem Zusatz: daß dieses der Name des Jünglings sey, der sie verführt habe, und den sie sich bei ihrem Wahnsinn oft gegenwärtig vorstelle, mit ihm spreche, und ihn bald liebkose, bald Vorwürfe mache.

Heinrich, rief sie aufs neue, so komm doch her! Willst du dein Mariechen besuchen? dort liegt es, und schläft. Siehst du den kleinen Engel! wie er lächelt. —

Sie zeigte auf eine aus ihrer Mütze und einem Halstuch zusammen gewickelte Puppe, die sie für ihr getödtetes Kind hielt. Sie ergriff es, und drückte es mit Mutterinbrunst an ihr Herz. Jetzt wollte sie es küssen — ach, da kam sie zu sich, da rief sie voll sanfter Wehmuth aus: Nein du bists nicht, Mariechen — jetzt gerieth sie in Wuth. Blut, schrie sie mit gräßlicher Stimme, mit furchtbarer Gestalt, Blut — Ach, Gott, tod — so, so —

Sie drückte mit ihren Händen am Kopfe der Puppe, wie sie es vermuthlich im furchtbaren Augenblicke des Ermordens gemacht hatte, dann ließ

sie die Puppe fallen, rang die Hände, und fieng bitterlich an zu weinen.

Allen standen beim Anblick dieses unglücklichen Mädchens die Thränen in den Augen, aber Minchen weinte überlaut. Sie giengen sämmtlich heraus.

Gott, erbarme dich dieser Leidenden! rief Liebreich, erbarme dich ihres Verführers! Wie mag ihm zu Muthe seyn, der sich für den Urheber so vieles Jammers ansehen muß!

Heinrich. Gott bewahre alle Menschen, daß sie nicht andere verführen und elend machen! Ist das nicht ein kläglicher Zustand! So etwas möchte ich nicht auf meinem Gewissen haben! Darum wache ein jedes über sich selbst und seine Tugend und Unschuld! rief Liebreich.

Drittes Kapitel.

Der Aufseher erzählte hierauf der Gesellschaft, daß dieses Mädchen die Tochter sehr guter und wohlhabender Eltern gewesen, die aber früh-

zeitig

zeitig gestorben wären. Durch die niederträchtigsten Schleichwege sey sie durch ihren Vormund um den größten Theil ihres Vermögens gekommen, und habe sich genöthiget gesehen, in Dienste zu treten, wo sie sich still, sittsam, zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft und aller Menschen betragen. Den Rest ihres Vermögens, ohngefähr 200 Thaler nebst etwas ersparten Lohn, habe sie dem damals angesehenen Kaufmann Schmieburg geliehen, wo sie es für sicher gehalten. Darauf habe sie sich mit einem jungen Menschen versprochen, der sie auch heirathen wollen. Allein, während der Zeit macht Schmieburg einen schändlichen Bankerot, und auch sie kömmt um ihr ganzes Erbe. Von der Zeit an verläßt sie ihr Bräutigam, dem vorzüglich an ihrem Vermögen mag gelegen gewesen seyn, und wandert endlich fort. Nach einiger Zeit hört sie, daß er sich in einer entfernten Stadt gesetzt und verheirathet hat, darüber wird sie schwermüthig. Ein junger Mensch, der Sohn, bei dessen Eltern sie dient, macht sich diesen Umstand zu Nutze, und verführt sie endlich unter dem Versprechen, sie zu heirathen. Als es seine Eltern erfahren, jagen sie das entehrte Mädchen unter den grausamsten Mißhandlungen

hülflos zum Hause hinaus, bringen es so weit, daß sie die Stadt verlassen muß, und ihr Sohn geht aus Verzweiflung unter die Soldaten. In dieser Zeit, wo sie von allen verlassen ist, bringt sie das Kind in einem Walde um, wird über dem Verscharren des kleinen Leichnams von einem Hirten und seinem Hunde entdeckt, und nun der Obrigkeit überliefert, welche die Todesstrafe in Gefangenschaft verwandelt hat.

Wie viele Menschen, sagte Liebreich, wie viele Umstände trafen also hier zusammen, wodurch dieses unglückliche Mädchen zu dieser empörenden That verleitet wurde. Hatte ich nicht recht, wenn ich vorhin behauptete, daß man um deswillen auch Verbrecher eher bemitleiden als verdammen müsse?

Weidner. Der Mensch muß aber immer recht thun, und sich weder von Menschen verführen, noch durch Umstände von seiner Pflicht und dem Wege der Tugend abbringen lassen. Jenes entschuldigt allenfalls vor Menschen, aber nicht vor unserm Gewissen, denn da bleibt jedes Verbrechen doch ein Unrecht, und uns immer der Vorwurf, daß wir es nicht hätten thun sollen.

Die Thür des Zimmers neben dieser Unglücklichen stand offen. Ein anständig gekleideter Mann saß in demselbigen, und las in einem Buche. Herr Weidner erkannte ihn von weitem, und gieng vorüber. Es war der vormals so angesehne Kaufmann Schmieburg, den seine vielen Gläubiger, die er um so viele tausend Thaler gebracht hatte, hier zur Strafe im Arrest sitzen ließen. Dieser Mann hatte von seinen Eltern und durch seine Frau ein sehr ansehnliches Vermögen bekommen, und beide konnten das angenehmste Leben führen wenn sie nur einige Eintheilung machen, und nicht so gar groß thun wollen; aber da wurde alles übertrieben. Schon bei ihrer Hochzeit gieng es fürstlich zu, und nachher wurde aller mögliche Aufwand gemacht. Theure Gastmale, kostspielige Lustreisen, Spielgesellschaften, Konzerte, Bälle und alle nur ersinnliche Lustbarkeiten wechselten täglich mit einander ab. Das Haus mußte prächtig eingerichtet, und mit den kostbarsten Mobilien versehen werden. Sie hätten als junge Leute schon zu Fuße, wie ihre Eltern, gehen können, aber da mußte die prächtigste Kutsche aus England, und die schönsten Pferde aus Hollstein angeschafft werden. Herr Schmieburg

burg hätte besser gethan, wenn er fleißiger in seiner Schreibestube gearbeitet, und seine Geschäfte selbst besorgt hätte, denn da würde er seinen Zustand haben kennen gelernt, als daß er alles fremden Leuten überließ, die oft sehr unredlich und unachtsam handelten. Frau Schmieburg würde gewiß mehr wahre Freude genossen, und mehr Ehre davon gehabt haben, wenn sie ihren Haushalt selbst geführt, und alles, wie ihre sparsame Mutter, besorgt hätte, als daß sie ihre Kinder und das Hauswesen dem Gesinde überließ, das sie bevortheilte und vieles umkommen ließ; indeß sie in allen Gesellschaften zu glänzen suchte, hätte sie besser gethan, wenn sie sich um ihre Küche als um alle neue Moden bekümmert hätte. Bei dieser Lebensart konnte es natürlich keinen Bestand haben. Das Vermögen schmolz von Jahr zu Jahr, die Ausgaben überstiegen bei weiten die Einnahmen, und nun fiengen sie an zu borgen, und borgten so lange, bis endlich der völlige Bankerot ausbrach. Nun sitzt Herr Schmieburg hier, seine Frau ist mit einem liederlichen jungen Menschen davon gegangen, und über die armen Kinder haben sich die Anverwandten erbarmen müssen.

Die übrige Gesellschaft gieng nicht hinein; nur Liebreich wollte nachsehen, ob hier etwas auszubessern sey, und trat in die Stube. Mit verstohlnen, niedergeschlagnen Augen voll Schaam empfieng ihn Herr Schmieburg, und machte die Bestellung eines Schreibepultes bei ihm. Ich will, sagte er, mein Leben zur Warnung für alle junge Leute beschreiben.

Liebreich bemerkte eine Unruhe an ihm, die er sich freilich leicht erklären konnte, besonders war Herr Schmieburg äußerst erschüttert, wenn das unglückliche Mädchen neben ihm sich hören ließ. Dann rang er die Hände, und lief angstvoll umher.

Ist ihnen nicht wohl? fragte Liebreich.

Wie kann mir wohl seyn, erwiederte er, da ich aus meinem vormaligen Wohlstand in das tiefste Elend hinabgesunken bin! Sieht Er die goldne Fahne auf den Gipfel des Hauses dort? das war mein Pallast. —

Er schwieg eine Zeitlang, und gieng unruhig auf und ab: dann fuhr er fort.

Das möchte alles seyn. Ich habe mein Schicksal verdienet, das sehe ich jetzt wohl ein, da mich die Einsamkeit, und die Erinnerung

meines

meines vorigen Lebenswandels zur Erkenntniß gebracht hat, und ich wollte gern noch mehr leiden, wenn ich nur das Elend so vieler gut machen könnte, die ich unglücklich gemacht habe; aber das thut mir weh, daß ich mich als den Stifter so vieles Unglücks und Jammers in der Welt ansehen muß. Meine unschuldigen Kinder sind arm und elend geworden, viele Familien sind durch mich zurück gekommen, weil sie ihr Vermögen eingebüßt, das sie mir geliehen hatten, wovon sie nichts wieder erhielten; ehrliche Arbeiter, Witwen und Waisen schreien jetzt über mich, die ich an den Bettelstab gebracht habe. Ach das drückt, das schmerzt! Da neben mir sitzt das unglückliche Mädchen — großer Gott, ich, ich bin eigentlich ihr und ihres Kindes Mörder. Hätte ich sie nicht um ihr kleines Erbtheil gebracht, so würde sie der Geselle geheirathet haben, mit dem sie versprochen war, und alles Unglück wäre unterblieben. Sie wäre vielleicht jetzt ein glückliches, braves Weib, und eine gute Mutter einer lieben Familie, so sank sie in Armuth, dadurch in Verführung und in dieses Elend hinab. Jetzt, wenn sie anfängt zu singen, dann möchte ich weinen, wenn sie winselt, möchte mir das Herz zerspringen.

Ach, sagte Herr Weidner außen auf dem Saale leise zu der Gesellschaft, der Mensch sollte nie ein Verschwender werden, er begeht zu viele himmelschreiende Ungerechtigkeiten, und bringt Jammer und Elend über sich und andere.

So ein Mann, erwiederte der Aufseher, ist doch eigentlich zehnmal schlimmer, als der würkliche Dieb. Da unten sitzt einer in Ketten und Banden, der bei einem Einbruch in einen Kaufmannsladen sechzig Thaler gestohlen, und dieser hat so viele Menschen um Tausende betrogen. Alle seine Gläubiger hatten ihr Geld für Dieben verwahrt, aber er stahl es ihnen durch Abborgen und Bankerotmachen auf die listigste und abscheulichste Weise, wo sich jene nicht genug vorsehen konnten. Jener hatte sich doch davon ein Haus kaufen wollen, aber Schmieburg verpraßte das geliehene Geld in Lustbarkeiten, vertanzte, verspielte, vertrank und verfuhr das, woran mancher ehrliche Mann mit Mühe und Entbehrung gesammlet hatte. Wahrhaftig, der leichtsinnige Bankerotmacher gehört unter die abscheulichsten Menschen auf Gottes Erdboden!

Ich bin, sagte Herr Weidner, in meiner Jugend auch ein Kaufmann gewesen, und weiß wohl, daß man ohne Borgen nicht immer seyn kann; allein nie borgte ich zu meinem Vergnügen, noch ohne Noth, sondern nur dann, wenn ich mir einen Vortheil im Einkauf machen konnte, und gewiß wußte, wovon und daß ich es zur bestimmten Zeit wieder abtragen konnte. So glaube ich, sollte jeder thun, wenn er ein ehrlicher Mann seyn und bleiben will. Es ist leicht geborgt, aber schwer wieder zu bezahlen.

Sie giengen hierauf durch eine Menge Zimmer, in welchem sich Verbrecher aller Art befanden; so saß in dem einen ein armer Mann, den die bitterste Noth zu dem gefährlichen Vorsatz gebracht hatte, falsches Geld zu schlagen und zu verwechseln; welches freilich sehr hart bestraft wird, weil durch falsches Geld viele Menschen den größten Schaden leiden.

Vorzüglich bedauerte der Aufseher einen jungen Menschen, der in einem andern Zimmer saß. Er war von der einnehmendsten Bildung, und vom feinsten Betragen, ja, wie der Aufseher versicherte, ein Mensch, von vielen Kenntnissen und dem besten Herzen. Er sitzt, sagte er, be-

reits zwei Jahre hier, und fügt sich mit solcher Hingebung in sein Schicksal, daß ich seine Standhaftigkeit bewundern muß. Er studierte auf der Universität, und war so unbesonnen, daß er sich in einer Spiel- und Trinkgesellschaft berauschte. Da gab es Händel. Er foderte seinen Gegner heraus, schlug sich mit ihm, verwundete ihn, und zog sich dadurch die mit Recht auf jedes Duell gesetzte Strafe zehnjähriger Gefangenschaft zu. Die Wunde am Arm, die er jenem beibrachte, wurde durch Verheimlichung so gefährlich, daß der Brand dazu kam, und er abgelöset werden mußte. Jener ist also ein Krüppel, und er, wenn er auch nach überstandner Strafzeit in Freiheit kömmt, ist auch auf seine Lebenszeit unglücklich.

Weidner. Wenn werden doch die Menschen aufhören, Selbstrache, Zweikämpfe und dergleichen Handlungen aus dem rohen Zeitalter der Menschen noch beizubehalten! Wenn werden sie vernünftigere Begriffe von Ehre annehmen. Eine Beleidigung, ein Schimpfwort ruhig zu ertragen, das doch nicht an uns hängen bleibt, das hält man vor Schande, aber einen andern zu verletzen, oder zu morden, sein eignes Leben ohne allen Zweck der größten Gefahr auszusetzen, das soll eine Ehre seyn!

So sehr ich, fuhr der Aufseher fort, diesem jungen Menschen seine Freiheit gönnen wollte, so froh bin ich, daß ich endlich diesen (er schloß ein ander Zimmer auf) in meiner Verwahrung habe.

Liebreich erkannte ihn beim ersten Anblick, es war Braußmann, der berüchtigte Mensch, welcher vor etlichen Jahren so vielen Unfug in der Stadt angefangen hatte; einer der unruhigsten Köpfe, und dabei ein äußerst boßhafter Mensch, der an angezettelten Schlägereien und Auflauf seine Freude fand. Als Geselle hatte er nicht allein unter seiner Brüderschaft ewigen Zwist durch seine Hetzereien gestiftet, sondern er war auch das vorzüglichste Werkzeug, durch welches die größten Spannungen, Zänkereien und Schlägereien zwischen den Brüderschaften andrer Handwerker entstanden. Eine war gegen die andere, und es vergieng keine Woche, wo nicht an irgend einem öffentlichen Orte ein Auftritt dieser Art vorgefallen wäre, wobei er immer die Hauptperson spielte. Wenn nun die Obrigkeit dergleichen Vorfälle untersuchte und bestrafte, und die Ruhe durch militärische Gewalt wieder herzustellen suchte, dann hetzte er so lange, bis Tumult und Aufstand geschahe,

schahe, wodurch die Obrigkeit in vielfachen Verdruß, die Bürger in stetes Schrecken und Angst, die Meister selbst in vielen Schaden, so wie die Brüderschaften in Kosten und Ungemach versetzt wurden. Jetzt, da er endlich zur Ruhe gebracht war, und ihm durch Schanzarbeiten der Muthwille gedämpft wurde, herrschte überall die größte Eintracht und Geselligkeit. Was doch manchmal ein einziger unruhiger Kopf, ein tückischer, boßhafter Mensch für Unheil stiften kann! Man sahe es ihm schon in seinem Gesichte an, wie seine Neigungen beschaffen waren. Er blickte so boßhaft lächelnd aus den Augen, und konnte noch jetzt seine Tücke nicht lassen; denn als sich Minchen ihn ganz unbefangen und unbesorgt etwas näherte, ließ er es ruhig geschehen, ehe sie es sich aber versahe, that er, als ob er auf sie losspringen wollte, und erhob mit seinen Ketten ein so fürchterliches Gerassel, daß das gute Mädchen für Schrecken halb tod wurde. Darüber hatte er seine Freude, und wollte sich für Lachen ausschütten.

So geht es oft, sagte der Aufseher, als er wieder zugeschlossen hatte, den verhätschelten Kindern, man gestattet ihnen allen Muthwillen, und

 arbei-

arbeitet nicht mit allem Ernst daran, daß Kinder ihre heftigen Leidenschaften mäßigen lernen. Ich weiß wohl, wie man diesen Menschen erzog. Allen Eigensinn ließ man ihm, denn er war einziges Söhnchen. Man lernte ihn frühzeitig „das böse Kindchen" schlagen, Tische, Stühle, Thiere rc. prügeln, wenn er gefallen war, und nun gewöhnte er sich das Schlagen an, so bald ihm etwas nicht nach seinem eigensinnigen Kopfe war. Nun haben seine Eltern die Folgen davon. Anstatt daß er sie, wie sie hofften, im Alter unterstützen sollte, müssen sie ihn noch unterstützen.

Ist das nicht Meister Elend? flüsterte beim Anblick des folgenden Gefangenen Liebreich dem Aufseher in das Ohr, und dieser nickte. Meister Elend sahe auf, und er kannte Liebreichen. Er wollte ihm die Hand reichen, allein die Kette verhinderte es. Da gieng Liebreich auf ihn los, bot ihm seine Hand und fragte: Wie geht es?

Schlecht, herzlich schlecht, wie du siehst. Jetzt habe ich statt den Karten die Ketten in der Hand, und spiele mit ihren Gelenken.

Er sahe ganz verwirrt und tiefsinnig eine Zeitlang vor sich hin. Nachher rief er, ohne Liebreichen anzusehen, indem er mit der Hand

nach der Thür zeigte: Weißt du was, Meister Liebreich, thue mir den Gefallen und geh' wieder. Ich kann dich nicht vor Augen sehen, denn es fallen mir die vorigen Zeiten ein, und alle Warnungen und Reden von dir. — Ich habe dich manchmal einen Knaußer und Sonderling gescholten, weil du nicht mitspielen wolltest, und dich ausgelacht, wenn du sagtest: Der Mensch hat mehr zu thun, und ist nicht darum in der Welt, daß er seine kurze und edle Lebenszeit mit dem Kartenspiel vertreiben soll, sondern er soll seine Arbeiten verrichten. Hast du mir das nicht gesagt? He! Ich weiß es noch ganz eben, das letztemal sagtest du es an der Ecke vor dem Rabenthore — Horch, Meister Liebreich, ich habe nicht gefolgt, denn ich konnte nun einmal das verdammte Kartenspiel nicht lassen; darum sitze ich hier, und du stehst vor mir. Du bist frei, aber bei mir rasseln die Ketten, sie haben mich geschlossen, daß ich mir nicht wieder ein Leid anthun soll. Geh nur, geh nur — — doch nein, bleib da, oder laß mir deinen Jungen herkommen. Komm her, rief er Fritzen zu, ich will dir etwas sagen. Aber Fritz getraute sich nicht. Ich thue

dir

dir ja nichts, komm nur her, fuhr er fort. Fritz näherte sich ihm. Sieh mich an, rief er, ich heiße Meister Elend, und bin es auch. Das Kartenspiel hat mich elend gemacht. Merk dir, mein Sohn, was ich sage: Um alles in der Welt willen, gewöhne dir das Spielen, besonders das Kartenspiel nicht an. Sieh mich recht an, — er schob ihn von sich. Nun geh du auch hin, und wenn du einmal groß wirst, und sie wollen dich zum Spielen verführen, da denke an den armen Meister Elend.

Kaum hatte die Gesellschaft das Zimmer verlassen, als Minchen zu ihrem Vater sagte: Das war ja ein gar sonderbarer Mann; was ist es denn eigentlich mit ihm? So war er, erwiederte Liebreich, immer, seitdem das Kartenspiel so zur Leidenschaft bei ihm geworden war, daß er ohne zu spielen nicht mehr leben konnte. An ihm habe ich so recht gesehen, was es für ein Unglück ist, wenn einer ein leidenschaftlicher Spieler wird. Ich konnte ihn genau beobachten, denn wir waren eine Zeitlang Nachbarsleute. Der Mann war den ganzen Tag nicht bei sich, sondern mit seinen Gedanken immer am Spieltisch. Wie viel Arbeit hat er darüber verdorben, und sich zum Schaden ver-

verwüstet! Alle Augenblicke sah er nach der Thurmuhr, ob es bald zwei Uhr schlagen würde, und kam die Zeit, dann war seines Bleibens nicht mehr im Hause. Es konnte sein Kind sterben, oder noch so ein reichlicher Verdienst in der Arbeit vorfallen, er wäre doch nicht geblieben. Kam er Abends nach Hause, und hatte etwas gewonnen, dann wurde gekocht und gebraten; hatte er aber verlohren, dann gab es sicher Lärm, Zank und Schläge. Man mußte ihn am Spieltische sehen, wenn man Abscheu vor dem Spiel bekommen wollte. In Todesangst saß er da, zitterte und bebte, wenn er ein gut Spiel hatte, weil er es zu verlieren besorgte, und noch mehr, wenn er verlohr.

Bei dieser Lebensart wurde er zuletzt blutarm, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Alle Kunden waren natürlich von ihm gewichen, und niemand borgte ihm mehr. Weib und Kinder hatten zuletzt keinen Bissen Brod im Hause. In dieser verzweifelten Lage raubt er heimlich seiner Frau ihre goldne Kette, das einzige, was dieses arme Weib noch gerettet hatte, verkauft sie, und will heimlich in die weite Welt gehen. Vor dem Thore fällt ihm ein, noch einmal sein Glück

am

am Spieltische zu versuchen. Er setzt sich hin, spielt, verspielt alles, und stürzt sich am Abend, da er fortgeht, in den Fluß. Seine Spielkameraden, die nichts gutes geahndet hatten, schleichen von fern nach, bringen ihn wieder heraus, und er kam nun in Verwahrung, da er aber auch hier Versuche zum Selbstmorde gemacht hat, so mußte er nun gefesselt werden.

Viertes Kapitel.

Nicht weit von diesem saß ein junger Mensch von sechs und zwanzig Jahren, ein Bauerbursch, der das Unglück gehabt hatte, durch Leichtsinn und Unvorsichtigkeit ein Mörder und zwar an seiner Braut zu werden. Die traurige Geschichte war folgende. Er und mehrere junge Leute seines Dorfes haben im vergangenen Herbst ihren Kirmsentanz in der Schenke, und sind vergnügt zusammen. Des Nachmittags kömmt der Jägerbursch eines benachbarten Dorfes, der in der Gegend auf der Jagd gewesen ist, mit seiner Flinte ebenfalls hieher, doch ist er so behutsam, sein Ge-

mehr vor dem Dorfe abzuschießen, damit nicht etwa ein Unglück geschehen soll. In der Schenke stellt er es nun getrost in eine Ecke. Abends will er gehen, und trifft eben bei seinem Abschied unter andern auch auf den jungen Menschen, der sein Freund ist. Sie scherzen, und sprechen mit einander, und dieser nimmt ihm das Gewehr von der Schulter, fragt, ob es geladen sey? und dieser versichert: er habe es vor dem Dorfe abgeschossen; also besieht es dieser desto getroster, zieht den Hahn auf, und droht im Scherz seiner Braut, die in einiger Entfernung steht, auf sie zu schießen. Sie lacht ihn aus, und foppt ihn: „Du kannst ja nicht schießen, und hast das Herz nicht dazu,“ ruft sie ihm lächelnd zu. Ich will dir es wohl zeigen, erwiedert der junge Mensch, in der Meinung, daß die Flinte nicht geladen sey. Er legt an, zielt nach ihr, drückt los, und — Himmel, das Mädchen sinkt vom Schuß getroffen mit einem lauten Schrei rückwärts um! Man stelle sich das Schrecken, die Bestürzung, und nun den Jammer dieses Burschen vor!! Das Mädchen stirbt nach wenigen Augenblicken, und einige Schroten des Schusses haben noch außerdem verschiedene andere verletzet. Der erschrockne Jäger

ger weiß sich den Vorfall gar nicht zu erklären, da er den Schuß vor dem Dorfe abgebrannt hat. Endlich aber kömmt es heraus, daß ein anderer Bekannter des Jägers ihm heimlich kurz zuvor die Flinte genommen, und zu Hause geladen hat, um auf Vögel zu schießen. Da er aber keine antrifft, setzt er heimlich die Flinte wieder an ihren Ort in der albernen Meinung, dem Jäger selbst einen Spas zu machen, wenn dieser sie geladen findet; allein dieser unüberlegte Scherz nahm ein so trauriges Ende.

Ach, mit Gewehr, mit Gewehr, rief Herr Weidner bei dieser Geschichte aus, kann man nicht vorsichtig genug umgehen. Wie viele hundert Beispiele sind mir nicht bekannt, wo ein Bruder den andern, oder seinen besten Freund durch solchen unvorsichtigen Scherz erschossen hat. Wer es nicht nöthig hat, sollte lieber gar kein Gewehr in seine Hand nehmen.

Aufseher. Wenigstens erst untersuchen, ob es geladen oder ungeladen sey, und überhaupt nicht damit scherzen, noch spielen, den Hahn aufziehen und losdrücken, und nie die Oeffnung des Rohrs auf einen Menschen richten.

Lieb-

liebreich. Man kann oft bei der größten Behutsamkeit ein Unglück mit Schießgewehr anrichten, geschweige denn, wenn man unvorsichtig ist. Auf meinem Dorfe war sonst die schlimme Gewohnheit, daß die jungen Bursche bei Flurgängen, Hochzeiten und in der Neujahrsnacht mit Gewehr feuerten, wo ich einige Unglücksfälle erlebt habe. Der eine Bursch hatte einst die Pistole zu übermäßig geladen, und sie zersprang. Er selbst schoß sich den Daumen ab, und ein Splitter davon verletzte einen seiner Kameraden. Ein andermal ward eine Wöchnerin durch einen solchen unerwarteten Schuß in ihrer Nähe so erschreckt, daß sie und das Kind, das eben an ihrer Brust trank, plötzlich erkrankten und nach wenig Tagen starben. Wer möchte denn aber einen solchen, wann schon nicht vorsetzlichen, doch einen verursachten Mord auf seinem Gewissen haben?

Als die Gesellschaft weiter gieng, hörte sie von fern ein fürchterliches Toben, Rasseln und Schreien. Sie stutzte, allein der Aufseher hieß sie ruhig seyn. Es ist Wüsterich, sagte er, der bekannte Erzbösewicht. Ein Räuber und Mörder der ersten Größe, ein wahres Ungeheuer. So sahe er auch aus. Er hatte ein wahres Tiger-

gesich-

gesichte. Tief unter einer kurzen Stirn funkelten ein paar kleine aber feurige Augen wild, und unruhig herum, alle Muskeln waren gespannt, sein schwarzes, starkes Haar hieng wild um den Kopf. Mit seinen eingeballten, krampfhaft eingezogenen Händen hätte er gern die ganze Menschheit zusammengedrückt, und mit seinen Zähnen zerrissen; Tag und Nacht hatte er, wie die raubsüchtige Hyäne, keine Ruhe, wenigstens rasselte er unaufhörlich mit seinen Ketten, und arbeitete, um sie zu zersprengen, oder wenigstens, wie er selbst mehrmals geäußert hatte, um die Gefangenen in ihrer Ruhe zu stöhren, und seine Wärter in steter Angst und Besorgniß zu erhalten.

Fünf Menschen hat er, so erzählte der Aufseher nach seinem eignen Geständniß, in seinem Leben ermordet. Einige aus Raubbegierde, um sich ihre Baarschaft zuzueignen, etliche aus Rachgier, weil sie seinen Boßheiten hatten Einhalt thun wollen, sogar ein unschuldiges Kind aus bloßem Blutdurst, weil er lange nichts gemordet hatte, und zuletzt das Mädchen seines Wirths aus Ueberdruß des Lebens. Alle hatte er aus Vorsatz, mit kaltem Blute, und die meisten auf die qualvollste Weise getödtet. Ruhig, mit einer

Art von Wohlbehagen, habe er, so äußerte er oft, die Menschen vor seinen Augen zucken, röcheln, winseln und in ihren Schmerzen sterben gesehn, ohne nur einiges Mitleid zu empfinden.

Lieber Gott, rief Minchen, ist es nur möglich, daß es solche Menschen geben kann? Mir thut es weh, wenn ich eine Taube abschlachten sehe.

Aufseher. Wahrscheinlich hatte er den Grund zu diesen kannibalischen Grausamkeiten schon in der Jugend gelegt; er hatte Thiere gemartert, und dadurch war allmählig alles Gefühl in seiner Seele unterdrückt worden. Kein Wurm kroch ungemartert und unzertreten vor seinen Füßen vorüber. Regenwürmer hieb er mit Ruthen von einander, und freute sich, wenn sie sich in ihren Schmerzen vor ihm krümmten, Fröschen zog er die Haut ab, und ließ sie hüpfen, Mäusen schnitt er die Ohren und Glieder ab, Vögel rupfte er, oder nagelte sie auf, Käfer band er an Bindfäden, bis sie sich zu todte flogen; Katzen und Hunde wurden geprügelt, verstümmelt und jedes Thier langsam zu todte gemartert. In der Folge wurde er immer wilder, heftiger und grausamer. So stach er einst mit seinem Brodmesser das Kalb

seiner Eltern todt, weil es sich gegen seine Mißhandlungen gesträubt hatte; seines Nachbars Hüner erdrosselte er und tödtete die andern mit Gift aus Rache, weil dieser ihn von seinem Birnbaum herabgeprügelt, wo er ihn bestohlen hatte. Einen andern stach er heimlich sein bestes Schaaf unvermerkt mit einer Pfrieme in den Kopf, daß es nach einigen Tagen starb. Kurz, schon als ein Bube fieng er nichts als Grausamkeiten und Bubenstücke an, und man giebt ihm würklich schuld, daß er seinen leiblichen Vater erdrosselt habe, um die Erbschaft zu bekommen, und vorgegeben, der alte Mann habe sich selbst erhängt.

Weidner. Da sieht man, der Mensch darf nie grausam gegen Thiere seyn, sonst wird er auch grausam gegen die Menschen. Wer Thiere quälen kann, quält gewiß auch leicht seinen Nebenmenschen, und wer mit diesen kein Mitleid hat, der hat es auch nicht gegen seine Brüder. Der Mensch darf wohl Thiere tödten, wenn ihm ihr Tod nützlicher ist, als ihr Leben, aber nie martern; denn so weit erstreckt sich sein Recht nicht, daß er ohne Vernunft und Gefühl mit ihnen schalten könnte, wie er wollte. Wer dem Wurme sein kleines Leben nicht

gönnt, der ist auch gleichgültig gegen Menschenleben.

Liebreich. Man behauptet, sein Vater sey schon ein sehr rauher, grausamer Mann gewesen, der seine Pferde erbärmlich geprügelt, sein Weib und seine Kinder gemißhandelt habe, und sich um die Erziehung seiner Kinder gar nicht bekümmert. Er ist also in seiner Wildheit aufgewachsen, und da er sein Erbtheil verzehrt, begiebt er sich unter eine Räuberbande. Mehr als einmal ist er schon eingefangen worden, allein er hat sich immer wieder zu befreien gewußt. Endlich wird er des Mordens überdrüßig. Die Vorstellung von seinen so vielen verübten Grausamkeiten fängt nun an, ihn zu martern, und er wird seines Lebens überlästig. Um seinen Tod zu beschleunigen, ohne selbst Hand an sich zu legen, kömmt er auf den entsetzlichen Entschluß, ein kleines Mädchen des Wirths, der ihn unerkannt oft beherbergt, und vieles Gute erwiesen, zu morden, und zu verscharren, nachher aber sich selbst der Obrigkeit als den Mörder zu überliefern.

Minchen warf bei dieser Erzählung die Frage auf: Warum er denn nicht als ein so vielfacher Mörder mit der Todesstrafe sei belegt worden?

Ver=

Vermuthlich, erwiederte der Aufseher, weil unser guter Fürst sich nicht überwinden kann, ein Todesurtheil zu unterschreiben, und weil es gewiß ein eben so hartes, wo nicht noch härteres Schicksal ist, in lebenslanger Gefangenschaft zu leben, als eines geschwinden Todes zu sterben.

Fritz. Allein, um des abschreckenden Beispiels für andere willen, hat man die Todesstrafen sonst häufiger vollzogen, wie uns der Lehrer gesagt hat.

Herr Weidner. Mit dem abschreckenden Beispiel ist es so eine Sache. In England wird bei keiner Gelegenheit mehr gestohlen, als wenn ein Dieb nach ihren strengen Gesetzen gehengt wird. Wer Böses thun will, der läßt sich durch diese Furcht gewiß nur wenig abschrecken, denn er denkt, unentdeckt und ungestraft durchzukommen. Ja man hat Beispiele, daß manche, wie dieser Wüstrich, um deswillen unschuldige Kinder und Menschen gemordet haben, um ihr Leben, dessen sie überdrüßig waren, zu verlieren, ohne selbst Hand an sich zu legen, vielmehr mit aller Sorgfalt zu ihrem Tode zubereitet, wohl gar im Tode bemitleidet zu werden.

So gieng es ja dem jungen Menschen, der voriges Jahr hier saß, weil er sein von ihm entehrtes Mädchen durch Gift heimlich ermordet hatte. Er ward durch Steckbriefe verfolgt, in unserer Stadt entdeckt, und fest gehalten. Er saß daher ein Vierteljahr hier, bis er von der Regierung jenes Landes abgeholet wurde. Als er vor einiger Zeit gerädert wird, haben sich, wie mir ein Freund aus jener Stadt geschrieben, die Zuschauer gar verschieden benommen. Einige haben so gar auf die Obrigkeit gelästert, daß sie ein so junges Blut um sein Leben bringt, da sie doch nach den Gesetzen geurtheilt hat; andere, die recht empfindsam gewesen sind, besonders junge Frauenzimmer, heulen und schreien, werfen dem Mörder noch auf dem Schaffot Blumensträuße zu, und haben nachher das Rad, auf welches er geflochten worden, täglich mit Blumenkränzen behangen, sogar mit zärtlichen Gedichtchen geschmückt. Da sieht man ja, sagte Liebreich, was manche für ein Exempel nehmen, anstatt sich für solchen Fehltritten zu hüten, durch welche dieser sich unglücklich machte, empfindeln sie. Wer weiß, wie manches empfindsame Frauenzimmer, das hier den Mörder bethränte und bemitleidete,

hart und grausam gegen sein Gesinde und andere Menschen ist! Ein solches unzeitiges Mitleiden ist Ungerechtigkeit.

Weidner. Gleichgültig wird niemand bei so einem Auftritt bleiben können, allein er wird auch hierbei sich benehmen, wie da, wo er von einem Fruchtbaum einen dürren Ast abschneiden sieht.

Außer diesen gab es hier noch eine Menge Verbrecher, mancher Art, von denen wir nur einige anführen wollen.

Ein Weib, das ihren Mann ermordet hatte, weil sie einen schändlichen Umgang mit dem einen ihrer Gesellen geführt, worüber sie der Mann angetroffen, und ihr mit Ehescheidung gedroht hat.

Einen Dieb, der in seiner Jugend sich das Naschen so angewöhnet hatte, und besonders eine überwiegende Neigung zu Bratwürsten nicht unterdrückte. Erst verschwendete er darinn sein sämmtliches Vermögen, und als er nichts mehr hatte, legte er sich auf das Stehlen.

Ein vornehmer Dieb. Es war der Kassirer Lauber, welcher die Gelder, die er für das Armenhauß, Waisenhauß und die Herrschaft eingenommen hatte, im Lotto und Kartenspiel verspie-

let, und auf die liederlichste Weise verschwendet hatte; diese Gelder waren nicht einmal sein Eigenthum gewesen, und er hatte sie angegriffen, in der Hoffnung, sie wieder zu erstatten, wenn er Geld bekommen würde, allein das war nie geschehen; man merkte seine üble Wirthschaft, stürzte die Kasse, untersuchte seine Rechnungen, und es fand sich ein beträchtlicher Verlust. Sein Haus und alles wurde verkauft, er verlohr Amt, Brod, Ehre und sein ganzes Glück, und kam hieher.

Ein Meineidiger. Schon mehrmals hatte dieser gewissenlose Mensch vor der Obrigkeit feierliche Eide falsch geschworen, um Geld zu gewinnen, bis er endlich seiner Boßheit überführt, und bestraft wurde. Ihm geschahe recht, denn wem der Eid nicht heilig und wichtig ist, der ist der abscheulichste Mensch!

Drei liederliche fremde Kerls. Diese hatten falsche Päße und andere Schriften gemacht, waren im Lande herum gegangen, und hatten sich für verunglückte Kaufleute aus den Rheingegenden ausgegeben, die für ihre durch den Krieg arm und unglücklich gewordnen Landsleute und zur Erbauung der zerstörten Kirchen Kollekten sammlen wollten. Allein es war alles falsch, sie waren

ren Diebe und Betrüger, die das empfangene Geld vergeudeten. Man sollte kaum glauben, daß es solche abscheuliche Menschen geben könnte, die sich das Unglück andrer so zu Nutze machten!

In einer ziemlich großen Stube befand sich eine saubere Gesellschaft von sechs Personen. Nemlich drei Pfuscher und Quacksalber. Der eine war vormals ein herumziehender Wunderdoktor, seiner Profession nach aber ein Schinderknecht gewesen; der andere ein Hirte, der vormals Schöpse und Kühe nachher aber Menschen zu Tod kurirte, und ein abgedankter Soldate, der nur zwei Arzneien hatte, ein Pulver und Tröpfchen, die für alles gut seyn mußten. Die übrigen drei bestanden aus einem verdorbnen Goldmacher, einen Schatzgräber und einen Schwärmer. Der letztere war ebenfalls ein Hirte, und hatte allerlei schwärmerische Bücher gelesen, die er nicht recht verstand, und so hatte er es sich in den Kopf gesetzt: Er sey ein Prophete und Wunderthäter. Er prophezeihte den Untergang der Erde, Regen und Sonnenschein und allerlei Begebenheiten, die nie eintrafen, wodurch er aber einfältige Leute in Furcht und Schrecken versetzte, und viel Geld von ihnen zog. So hatte der listige Schatzgräber

der einfältigen Landleuten weiß gemacht, er wolle ihnen zu einen Schatz in der Erde verhelfen, und wenn sie ihm Geld gaben, machte er sich heimlich davon. Diese sechs Personen konnten zu ihrer Strafe nicht besser vereinigt werden, als hier; denn sie lebten in der größten Spannung, und zankten sich den ganzen Tag unter einander. Jeder wollte klüger seyn, wie die andern, und wenn einer eine Wundenkur von sich rühmte, dann waren die andern neidisch und zankten sich mit ihm. Der Schwärmer wollte die andern bekehren, und jene wollten ihn mit ihren Pillen kuriren. Wer ihnen zuhörte, der glaubte in einem Narrenhause zu seyn.

Eben so gieng es in einem andern Zimmer, wo eine Anzahl Weiber zusammen waren. Zwei, welche den Leuten aus Koffeesatz, gegoßnem Blei und dergleichen geweissagt hatten, und weise Frauen genannt wurden, diese hatten unsägliches Unheil angerichtet. Eine würkliche Ziegeunerin, die es jedem an der Stirn und den Linien seiner Hände ansehen wollte, was ihm begegnete, wie lange er lebe, und dergleichen. Ingleichen etliche liederliche Trödelfrauen, die heimlich das gestohlne Gut des Gesindes, das dieses

bei ihrer Herrschaft gestohlen hatte, aufnahmen, verkauften, und liederliche Zusammenkünfte gestatteten, auch sonst den Weibsleuten in gottlosen Dingen behülflich waren. Neben an saß ein ehemaliger Lotteriekollekteur, dieser war ein verschmitzter und niederträchtiger Mensch gewesen, der viele Menschen und ganze Familien in das tiefste Elend gestürzt hatte. Die weise Regierung des Landes hatte längst alle Hasardspiele verboten, und das Einsetzen in fremde Lotto's untersagt, weil die Menschen dadurch nur faul, liederlich und verdorben würden; sie hatte bei Gefängnißstrafe alles Sammlen im Lande für fremde Lotto's untersagt, und jeden vernünftigen Unterthan gewarnt, sich nicht von auswärtigen Lotteriekollekteurs betrügen zu lassen, denn es treffe noch immer das Sprichwort ein:

Wer sein Geld setzt in Lotterie,
Der kömmt darum, und weiß nicht: Wie?

Man könne gar leicht denken, daß wenn auch bei der Ziehung solcher Lotto's selbst kein Betrug vorgehe, dergleichen Sammler gewiß so etwas nicht unternehmen würden, wenn sie nicht außerordentlichen Gewinn davon hätten. Hunderte verlören ihr Geld, ehe einer einmal etwas

gewinne, und auch diesen elenden Gewinnst wüßten die Herrn noch durch Abzugsgelder genug zu verringern. Ein vernünftiger Mensch werde daher lieber durch Fleiß und Ehrlichkeit sich eine sichere Einnahme verschaffen, als auf Kosten so vieler unglücklich gewordener Menschen sich bereichern wollen. Gleichwohl hatte Lampe, so hieß dieser schändliche Mensch, heimlich für fremde Lotto's gesammlet, und viele Leute zum Einsatz zu bereden gesucht, indem er ihnen großen Gewinn vorgespiegelt. Hierdurch hatte er unsägliches Unheil angerichtet, und viele hundert Familien an den Bettelstab gebracht. Männer hatten die anvertrauten Kassen, Weiber ihre Männer, Kinder ihre Eltern, und das Gesinde seine Herrschaften bestohlen, um das Geld ihm zuzutragen. Die wenigsten hatten etwas Geringes gewonnen, die meisten verloren außer dem Gelde ihr gut Gewissen, und ihre ganze irdische Wohlfahrt. In Hoffnung reichen Gewinns trieben viele ihre Geschäfte nachlässig, waren zerstreut und mit ihren Gedanken nur auf die Nummern und Ziehungstage gerichtet, lebten in steter Hoffnung, Furcht und Angst, Freude oder Unmuth und Traurigkeit, und die, welche auf solchen leichten Wege etwas gewon-

gewonnen hatten, wurden liederlich, und verzehrten ihre Haabe zugleich mit. An alle diesem Unglück war dieser Lotteriekollekteur schuld, der sich im Gegentheil durch die Einnahme vieler tausend Thaler außerordentlich wohl befand, schwelgte und die einfältigen Leute heimlich auslachte. Wie gut war es, daß ihm hier sein Handwerk gelegt wurde!

Neben ihm saß ein Mann, dessen Verbrechen darinnen bestanden hatte, daß er auf die Landesherrschaft gelästert, und sich unbehutsamer Ausdrücke gegen alle Obrigkeiten bedient hatte. Dafür mußte er nun mit Recht büßen, denn das ist äußerst schlecht gehandelt. Man darf ja den Ruf des geringsten Menschen nicht antasten, geschweige denn solcher Personen, die als Gesetzgeber und Obrigkeiten alle Achtung verdienen. Jeder gute Mensch muß vielmehr die Obrigkeit in Ansehn zu erhalten, und dadurch ihren Einrichtungen desto mehr Nachdruck zu geben suchen.

In einigen andern Zimmern befand sich unter andern noch ein gewissenloser Weinverfälscher und Giftmischer. Dieser hatte alle schlechte, saure und verdorbenen Landweine zusammen gekauft,

kauft, ihnen durch Silberglätte und andere schädliche Zuthaten die Säure benommen, und sie mit Syrupen versüßt, wo er sie dann den Leuten, besonders den Bauersleuten, für ächte gute Weine, sehr theuer verkaufte, die denn sich oder ihre Kranken mit Weinessig und Gift gemordet und schlecht gelabet hatten.

Ingleichen ein Schriftsteller, der schändliche, schädliche, verderbliche Bücher geschrieben, und ein Bücherverleiher, der sie verbreitet hatte, wodurch viele Menschen verführt, zur Unzufriedenheit gegen ihre Verfassung, zu Irrthümern in der Religion und zu einem unsittlichen Lebenswandel waren verleitet worden.

Am Ende des Gebäudes saß noch ein Tanzmeister und ein Bärenführer. Ersterer hatte unter dem Vorwand, jungen Leuten Uebung im Tanzen zu geben, diese vielmehr zu allerlei schändlichen Ausschweifungen verleitet, und alle nur mögliche Abscheulichkeiten gestattet und befördert, welches ihm zwar viel Geld eingetragen, aber viele von jenen jungen Leute waren hier an Leib und Seele vergiftet, und für ihre Lebenszeit elend geworden. Der Bärenführer aber hatte nebenher geraubt, wo er etwas habhaft werden konnte.

Dieses waren die Auswürfe der Menschheit, welche hier wenigstens unschädlich wurden. Die ganze Gesellschaft verließ diesen Ort theils mit Betrübniß über so viele Menschen, die sich und viele andere so unglücklich gemacht hatten, theils mit Abscheu gegen ihre Laster und Verbrechen, und mit der Aeußerung: Wie gut es sey, daß es Obrigkeiten gebe, welche Verbrechen zu verhindern suchten, Verbrecher bestraften, und sie zu bessern sich bemühten. Denn da es bei allen ihren Bemühungen, Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Glück der Unterthanen zu befördern, und Uebelthaten zu verhindern, doch oft noch so schändliche Menschen gäbe, was würde nicht erst geschehen, wenn keine Obrigkeit wäre!

Fünftes Kapitel.

Als Mutter Liebreich am Sonnabend früh auf den Markt gehen wollte, kam sie mit ihrem großen Handkorbe in die Wohnstube, und sagte zu Vater Liebreich: Nun, lieber Mann, wenn du

das noch Willens bist, wovon wir gestern gesprochen haben, so gieb Geld dazu her.

Gleich, liebe Frau, erwiederte Liebreich, zog seinen Beutel, und drückte etliche Laubthaler mit freundlichem Blick in ihre Hand. Die Kinder machten große Augen, und sahen sich, dann die Eltern an, als wollten sie fragen: Was wird dieses zu bedeuten haben? Sie erfuhren es sehr bald, den beide erhielten den Auftrag, ihre lieben Lehrer, Herrn Trauter und Herrn Gärtner auf morgen Nachmittag und Abend zu sich einzuladen. Es machte ihnen eine herzliche Freude, ihre Lehrer, die sie so herzlich lieb hatten, bei sich zu sehen, die Lehrer nahmen beide die Einladung mit vielen Vergnügen an, und versprachen sich einzustellen.

Nicht lange darauf kam Mutter Liebreich wieder vom Markte zurück und brachte Rindfleisch, Blumenkohl, Braten, Wein, neue holländische Pfeiffen, Knaster und noch viele andere Lebensmittel, auch hatte sie beim Becker einen Aschkuchen bestellt.

Denselben Nachmittag war niemand geschäftiger, als Miencben und Fritz. Miencben brachte den Besen nicht aus den Händen, kein Stäubchen

chen durfte mehr zu sehen seyn; sie scheuerte alles mit der Mutter so blank und putzte auf, als zum größten Feste. Fritz band im Garten an, gätete, reinigte die Wege, und suchte schon die Blumen aus, mit denen er morgen den Aschkuchen zieren wollte. Alles dieses bemerkten die Eltern mit Vergnügen, denn sie sahen daraus die große Liebe der Kinder zu ihren Lehrern.

Am Feierabend fand sich, wie gewöhnlich, Herr Weidner auf dem Gartenstübchen ein Stündchen ein. Er bemerkte bald die ungewöhnlichen Anstalten, erfuhr die Absicht derselben und ward ebenfalls auf morgen eingeladen.

Ich freue mich, sagte er zu Liebreichen, daß Er diesen Lehrern seine Liebe, Hochachtung und Erkenntlichkeit zeigen will. Es wird ihnen gewiß auch sehr gut däuchten, wenn sie kommen, und so gut aufgenommen werden. Es sind aber auch recht vortreffliche Lehrer, die ihren Zöglingen so vieles Nützliche lernen, und sie mit der größten Sorgfalt zu guten Menschen erziehen. Solchen guten Lehrern kann man nicht genug Hochachtung, Liebe und Erkenntlichkeit beweisen, denn sie sind wahre Wohlthäter für die Kinder.

Lieb-

Liebreich. Ja wohl, ja wohl. Ich schätze den Mann schon sehr hoch, der sich die Mühe giebt, eine Baumschule anzulegen, wo er so manche Kern säet, die sonst verlohren gegangen wären, so manchen wilden Aufsprößling pfleget, der ohne ihn vielleicht umgetreten, vernichtet worden, oder wenigstens auf immer ein wilder Obstbaum geblieben wäre, aus welchem aber durch Veredlen ein lieblicher Fruchtbaum aufsproßt. Wie vielmehr muß man nicht einen Lehrer hochschätzen, der sich die Mühe giebt, unsere Kinder zu veredlen und zu verbessern.

Weidner. So wie der Obstbaumgärtner auf Jahrhunderte hinaus Nutzen stiftet, indem durch ihn so manche wüste Gegend bepflanzt und nützlich wird, so viele Tausende sich in der Folge an den Früchten laben, und zur Veredlung andrer Bäume Reiser und Augen von Fruchtbäumen holen, so verbreitet der gute Lehrer auf viele Menschengeschlechter hinaus Seegen und Heil; denn gut erzogene Menschen erziehen gemeiniglich auch wieder gute Kinder. Daher gehören gewiß gute Schullehrer zu den nützlichsten und verdientesten Personen in einem Staate.

Lieb-

Liebreich. Der Meinung bin ich auch; denn wenn Kinder in ihrer Jugend verwahrloset werden, dumm und unwissend bleiben, oder schlecht erzogen sind, dann können Volkslehrer sich todt predigen, und Obrigkeiten sich müde befehlen, die besten Gesetze geben, die weisesten Verordnungen machen, sie können doch das unter einem ungebildeten Haufen nicht ausrichten, was unter vernünftigen und gesitteten Menschen so leicht wird.

In der Stadt, wo Liebreich wohnte, waren bereits von der weisen und guten Regierung die herrlichsten Anstalten und Schulverbesserungen gemacht worden, so daß Kindern nichts gelehrt wurde, als was ihnen für ihr künftiges Leben nützlich war; auch die Lehrer konnten bei einem, zwar noch lange nicht für ein so wichtiges Geschäfte hinlänglichen, doch auch nicht ganz geringen Gehalt, ein kummer- und sorgenfreies Leben führen, und genossen Achtung und Liebe. Ich hätte es keinem Vater oder Mutter rathen wollen, daß sie, wie sonst, den Lehrern mit Grobheit und Ungestüm vor die Wohnung gekommen wären, und sie gemißhandelt hätten, wenn sie etwa an ihren Kindern ein nothwendiges Zuchtmittel an-

wendeten, diese wären gewiß übel von der Obrigkeit angesehen worden. Allein die Lehrer waren auch jetzt keine Zuchtmeister, sondern wahre Lehrer und liebreiche Erzieher der Kinder.

Beide sprachen noch sehr vieles über Lehrer und Erziehung. Mit Wehmuth erinnerten sie sich in diesem Stücke ihrer Kindheit und Jugend, wo es ihnen nicht so gut gegangen war, und priesen das jetzige Zeitalter und die jetzt lebenden Kinder glücklich, auf deren Unterricht und Erziehung durch so viele vortreffliche Kinderschriften und Lehrer so viel Mühe gewendet werde.

Endlich schlug es den Sonntag darauf des Nachmittags drei Uhr. Fritz und Minchen kamen nicht von der Thür hinweg, und endlich sahe die letztere zuerst ihren lieben Lehrer, Herr Gärtnern, um die Ecke der Straße kommen. Sie machte diese Entdeckung mit einem Freudengeschrei im Hause kund, und empfieng diesen lieben Mann mit einer anständigen Verbeugung in der Thür. Auch die Eltern bewillkommten ihn herzlich, und Fritz sprang voran, die Thüre zu öffnen, so führten sie ihn als im Triumph in die Stube. Ich glaube, sie hätten ihn gern auf ihren Händen hinein getragen.

Während den ersten Bewillkommungen öffnete auch Herr Trauter die Thür, und trat herein. Das war eine neue Freude für die Familie, und selbst die beiden freundschaftlichen Lehrer freueten sich, einander hier anzutreffen. Nicht lange darauf vermehrte auch Herr Weidner die Gesellschaft durch seine Ankunft.

Der gute alte Mann, hatte das gestrige Gespräch nicht vergessen können, und fieng auch jetzt wieder davon an. Er erzählte, wie in seiner Kindheit die Schule seiner Vaterstadt beschaffen gewesen, und wie sauer es damals den Lehrern müsse geworden seyn, unter einer großen Anzahl von Kindern sich aufzuhalten, in einer kleinen, finstern Stube, wo durch die Ausdünstungen so vielerlei Menschen die Luft sehr bald in eine dicke, qualmvolle Stickluft sey verwandelt worden; wo die meisten Eltern so unverständig gewesen wären, daß sie ihre Kinder in der größten Unreinlichkeit am Körper, und besonders am Kopfe, zum Schullehrer geschickt hätten, daß oft diese Kinder durch Unarten und Faulheit ihre Lehrer auf das entsetzlichste geärgert und betrübet, und die Eltern selbst durch Verkümmerung des Schulgeldes, Verachtung, und allerlei Kränkungen dem Lehrer sein

saures Amt noch saurer und mühseliger gemacht hätten, u. d. gl.

Da heiterte sich das Gesicht der beiden Lehrer auf. Gottlob, sagte Herr Trauter, von allen diesen Mühseligkeiten wissen wir wenig, oder gar nichts. Es hat zwar unser Amt, so wie jeder Stand, auch seinen Frieden und seine Last, aber wir arbeiten mit Vergnügen in unsern Schulen. Unsere Obrigkeit schätzt uns, und läßt uns ohne Nahrungssorgen leben; von den Eltern der Kinder, und jedem guten Menschen werden wir geachtet und geliebt, und unsere Kinder folgen, lieben uns, und machen uns durch ihren Fleiß die süßeste Freude.

Ja wohl, fuhr Herr Gärtner fort, über diese Freude geht nichts. Jeder redliche Mann thut zwar schon aus Pflichtgefühl seine Schuldigkeit, aber es ist uns doch auch außerordentlich angenehm, wenn wir bemerken, daß wir in unserm Wirkungskreise Gutes gestiftet haben. Schon sah ich manches liebe Mädchen, das sich durch Fleiß und Sittsamkeit auszeichnet, ja schon manches brave Weibchen, das vormals mein Zögling war, und das noch immer freundlich und liebreich gegen mich ist, als wolle es sagen: „Du hast mich

auch

auch viel Gutes gelehrt, und mich zur Tugend ermuntert; auch dir haben wir einen Theil unsers Wohls zu verdanken." Ach so ein Anblick, der macht Muth, um desto mehr das Seinige redlich zu thun.

Herr Trauter. So geht es mir auch. Ich bin etwas schwächlich, und kann mir wahrscheinlich kein langes Leben bis in ein hohes Alter versprechen; aber da beruhigt mich der Gedanke: Die Werke folgen nach. Ich übersehe meine Zöglinge, und denke: In ihnen wirst du noch fortleben, wenn auch deine Gebeine längst im Grabe vermodern. Deine Lehren, dein Andenken, alles wird bleiben, und fortwuchern, wenn auch der Mund längst nicht mehr spricht, der jetzt noch lehret.

Nach einiger Zeit begab sich die Gesellschaft in den Garten, wo sich denn die Lehrer besonders mit den Kindern beschäftigten, und diese ihren lieben Lehrern alle Gewächse zeigten. Sieh da, rief Fritz, bückte sich, und riß etwas aus, — wenn man nur seine Plage nicht so mit dem Unkraut hätte!

Herr Trauter. Giebt es denn bei dir Unkraut? ich kenne kein Unkraut in der Natur.

Minchen, die wirklich glaubte, Herr Trauter habe sich in seinem Leben nicht um die Gewächse bekümmert, trat mit freundlicher Dreistigkeit ihm unter die Augen, und sagte: Sie kennen kein Unkraut? O — sie ergriff ihn bei der Hand — da will ich Ihnen genug Unkraut zeigen, kommen Sie her.

Herr Trauter. Was nennst du denn Unkraut?

Minchen. Je, eine unnütze Pflanze, die nichts taugt, die man zu gar nichts brauchen kann.

Hr. Trauter. Und eben in diesem Sinn versichere ich dich, daß es kein Unkraut auf der Erde giebt. Wie, der weise gute Gott sollte Gewächse haben wachsen lassen, die zu gar nichts nütze wären, kannst du dieses wohl glauben?

Minchen. Nun so kommen Sie her; — Sehn sie hier die Nessel, und dort das Gras, und hier, und da, das kenn' ich nicht, aber es ist Unkraut.

Hr. Trauter. Nein, es ist alles gut Kraut, aber die Leute nennen es Unkraut, wenn es an dem unrechten Orte steht, oder wenn sie es zu nichts

nichts zu brauchen wissen. Taugt denn die Nessel zu nichts?

Minchen. Wir können sie nicht brauchen.

Hr. Trauter. Aber das Rindvieh frißt sie im Frühjahr als das erste grüne Futter mit Freuden, und giebt davon sehr schöne gelbe Butter; selbst Pferden ist es ein sehr gesundes Futter, besonders aber jungen Gänsen. Aus den Blüthen einer Nesselart macht man heilsamen Thee, und die Bienen holen im Frühjahr Honig und Wachs daher; von einer großen Nesselart, die man sonst als Flachs behandelte, wurde das bekannte Nesseltuch verfertiget; und nun siehe die Käferchen und Würmchen, die auf ihr leben, und denen sie nützlich ist.

Minchen. Ja, so glaube ich es wohl; aber für die Menschen. —

Hr. Gärtner. Ei muß denn alles blos zu der Menschen Nutzen in der Natur da seyn, soll denn der liebe Gott nicht auch Rücksicht auf seine übrigen Geschöpfe nehmen?

Hierauf giengen sie zum Zeitvertreib herum, und suchten alles so genannte Unkraut auf, wo dann die Lehrer immer einen gewissen Nutzen anzugeben wußten. Bald war es ein Arzneikraut,

 bald

bald konnte man von seinem Saamen Oel schlagen, oder mit seiner Blüthe färben, aus dem zu Asche verbrannten Stengel eine Lauge zur Bleiche, oder Pottasche gewinnen, und dergleichen. Wo sie keinen besondern Nutzen angeben konnten, da versicherten sie, es läge blos daran, daß man ihn noch nicht entdeckt habe. Die Menschen sollten nur mehr Versuche damit anstellen, so würden sie ihn finden; so bald man aber eine Pflanze als Unkraut verachte, dann würdige man sie weiter keiner Aufmerksamkeit, und halte sie für unnütz.

Hr. Weidner. So ist mancher Mensch ein Unkraut in der menschlichen Gesellschaft, blos weil er auf einem unrechten Posten steht.

Liebreich. Das fiel mir ein, als wir jüngsthin das Besserungshaus besuchten.

Sechstes Kapitel.

Die Lehrer äußerten ein Verlangen, die schöne Schreibekomode zu sehen, welche Liebreich für den Herrn von Sommerstein in der Arbeit hatte, und dieses gab Anlaß, daß sich die Gesellschaft in die Werkstatt begab.

Herr

Herr Trauter trat mit einer Art von Ehrerbietung hinein, und als ihn Liebreich sich zu bedecken bat, schlug er es aus, und sagte: In Bibliotheken und Werkstätten trete ich immer mit hoher Achtung ein, theils gegen die biedern Vorfahren, deren Denkmäler ich hier sehe, so wie gegen den menschlichen Verstand selbst, der so viele nützliche Wahrheiten und Künste, Werkzeuge und Arbeiten erfunden hat. O, Gott, wessen ist nicht der Mensch durch seine Vernunft fähig und mächtig geworden! Durch sein Nachdenken, seine Ueberlegung hat er nach und nach eine so große Menge Werkzeuge erfunden, und die Materialien dazu entdeckt, durch welche er fast allmächtig auf der Erde geworden ist. Er leitet Blitze ab, und Wasser auf Berge, fährt auf Schiffen über tobende Meereswogen, und auf künstlichen Wagen über Berge und Thäler; er verwandelt Einöden in Lustgefilde, und schmiedet mit kraftvollen und geschickten Händen ein geschmolznes Eisen zur Kette, wilde Thiere zu zähmen, oder er verfertiget zarte künstliche Ketten zur feinsten Uhr, die seine Zeit ihm bestimmt. Er hat die wilden Obstbäume zur Veredlung gebracht, und die Blumen verschönert; mit Kunst wirft er

die Natur im Gemälde auf Leinwand dahin, und arbeitet aus dem Marmor und Sandsteinblock eine bis zur höchsten Täuschung nachgeahmte menschliche Gestalt; er lockt Blumen aus der Erde, und erzeugt sie durch Kunst; weiß den verächtlichen Darm eines Thieres zur künstlichen Saite zu drehen, auf welcher sein Genie hinreißende Töne herfür lockt. Durch die von ihm entdeckte Kraft einer unansehnlichen Wurzel thut er Wunder der Genesung, und durch seine erforschten Wahrheiten und Einsichten, die der menschliche Erfindungsgeist durch Druck und Schrift überall verbreitet, bringt er Licht und Aufklärung, Thätigkeit und Tugend unter Zeitgenossen und Nachkommen. O über den herrlichen Menschen!

Hr. Weidner. Schämen müßten wir uns vor uns selbst und vor jedem Denkmal unsrer Vorfahren, wenn wir nicht auch unsern Verstand brauchen, und einst unsern Nachkommen die Erfindungen unsrer Vorfahren, bereichert mit unsern eignen Entdeckungen, überliefern wollten. Darum bleibe ich dabei; Jeder Mensch muß seinen Verstand und seine Kräfte brauchen, um nützlich in der Welt zu seyn!

Jetzt bat Mutter Liebreich die Gesellschaft freundlich, mit ihrem zubereiteten Abendbrode vorlieb zu nehmen, und alle begaben sich nach dem Gartenstübchen, wo die Tafel gedeckt war. Man speisete mit vielem Vergnügen und würzte sich die schmackhaften Nahrungsmittel durch heitre und angenehme Gespräche. Mutter Liebreich hatte eine ungemein große Freude, da sie sahe, daß es ihren lieben Gästen so gut schmeckte, und Vater Liebreich schenkte nicht spärlich aus den Weinflaschen ein, um die Heiterkeit zu befördern.

Gegen das Ende der Mahlzeit gab das geschäftige Minchen noch einmal reine Teller herum, indeß Fritz die vorigen hinweg nahm, und Mutter Liebreich setzte den großen Aschkuchen auf den Tisch, den die Kinder mit den besten Blumen besteckt hatten. Er wurde zerschnitten und vorgelegt. Unterdessen schenkte Liebreich ringsherum ein, stieß dann des Herrn Trauter und Gärtner Gläser an, und rief: Herr Henrikus und Jakobus sollen leben!

Das waren gerade die Zunamen der beiden Lehrer, die in diese Tage fielen. Da merkten die Lehrer mit angenehmer Ueberraschung, daß jetzt zugleich ihre Namenstage gefeiert würden, und

dankten

dankten Liebreichen herzlich für die Aufmerksamkeit und Liebe, von der sie jetzt einen so deutlichen Beweis sahen.

Recht so, rief der alte liebe Herr Weidner, sein Glas anstoßend: Alle brave Lehrer, die so sind, wie Herr Trauter und Gärtner, sollen hoch leben, lange leben! Mutter Liebreich, ihr Glas anstoßend: Und immer gesund und heiter seyn!

Da lächelten Minchen und Fritz einander an, sie blickten schüchtern, doch freundlich, nach den Lehrern, pflüsterten sich in das Ohr, und stießen sich an, als ob eins das andre ermuntern wollte, den Anfang zu machen. Endlich schöpfte Fritz ein Herz und rief: Mögen sie immer Freude an ihren Schülern erleben!

Und, rief Minchen, alle Kinder ihre Lehrer so lieb haben, wie ich und Fritz Herrn Trauter und Herrn Gärtner!

Alle waren gerührt, in aller Augen standen Thränen. Ach, wie süß ist es zu lieben, und von andern geliebet zu werden. Nur mit gebrochnen Worten konnten die Lehrer danken, und Liebreich vermochte auch nichts darauf zu antworten, als daß er beiden alles Gute wünschte, ihnen die Hände drückte und für alle

die

die Mühe und alles Gute dankte, das sie seinen Kindern erwiesen, welches er ihnen nie vergelten könnte.

Endlich leerten denn auch die Lehrer das letzte Gläschen auf Liebreichs und der Seinigen Wohlseyn aus, und riefen: Möchte es doch recht viel solcher Eltern auf der Welt geben, dann wäre es eine Lust ein Schullehrer zu seyn!

Man hatte beim Abräumen des Tisches die neuen silbernen Löffel, mit welchen die Lehrer gegessen hatten, mit Vorsatz liegen lassen. Jetzt wischte sie Mutter Liebreich ganz trocken ab, und steckte sie jedem in das große Stück Aschkuchen, welches sie zum Morgenbrod mit nehmen sollten. Dies war eine neue Ueberraschung für sie, denn sie sahen aus der Aufschrift, daß diese Löffel ganz eigentlich für sie waren gekauft worden. Nehmen Sie sie, sagte Liebreich, als ein kleines Andenken von Freundes Händen dahin, und so oft Sie künftig damit essen, erinnern Sie sich an eine Familie, die wenigstens aus guten Herzen that, was sie vermochte, um ihre Erkenntlichkeit zu beweisen.

Mit herzlichem Dank nahmen die Lehrer nach einigen höflichen Weigerungen dieses Geschenk an, und versicherten: Auch die einfache Kost, die sie

mit

mit diesen Löffeln genießen würden, werde ihnen künftig durch diesen Anblick und das Andenken an diese Begebenheit gewürzt werden.

Nach neun Uhr machten die beiden Lehrer Anstalt nach Hause zu gehen, doch ließen sie sich diesmal erbitten, noch einige Zeit länger zu verweilen. Denn sie waren gewohnt, Abends bald zu Bette zu gehen, aber desto früher wieder aufzustehen. Wer gesund bleiben will, sagte Herr Trauter, der darf nicht bis in die späte Nacht offen bleiben, und dann des Morgens lange schlafen. Unsere Alten hatten Recht, wenn sie sagten: Eine Stunde vor Mitternacht geschlafen, ist besser, als zwei Stunden nach Mitternacht. Es ist dieses auch ganz natürlich. Abends ist der Körper ermüdet, und seine Kräfte werden dann um desto eher erschöpft, wenn er gezwungen wird, wach zu bleiben. Nach Herrn Hofrath Hufelands Meinung bekömmt jeder Mensch Abends ein leises Fieber, welches man an seinem stärkern und schnellern Puls bemerkt, vermuthlich, weil sich da die Säfte von den am Tage über genossenen Speisen am häufigsten in das Blut ergießen. Dieses muß er ruhig im Bette abwarten. Zwingt man sich über

seine

seine Natur, dann wirft man sich unruhig im Bette herum, bringt das Blut noch mehr in Wallung, schläft nicht gut und erwacht düster am Morgen.

Fritz. Wie lange soll man denn eigentlich schlafen?

Herr Trauter. Nach eben dieses Herrn Hofrath Hufelands Meinung in seinem vortrefflichen Buche: die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, nicht über acht, und auch nicht unter fünf Stunden. Am besten von Abends neun Uhr bis des Morgens um vier bis fünf Uhr.

Obgleich Minchen und Fritz gewöhnlich sehr früh auf waren, so gestanden sie doch, daß sie manchmal gern noch ein Stündchen länger schlafen möchten; aber ihre Eltern litten es nicht.

Herr Gärtner. Und thun recht wohl daran, denn man ruht deswegen nicht besser aus, wenn man lange im Bette liegen bleibt, sondern man wird nur immer müder, verdroßner und fauler, ja man steigt dann weit unmuthiger auf, als wenn man das Bette verläßt, so bald des Morgens die Augen aufgehen, und also die Natur durch ihr Erwachen vom Schlaf uns selbst anzeigt, daß wir genug ausgeruhet haben.

Nichts, fuhr Herr Trauter fort, ist für Leib und Seele gefährlicher, als das sogenannte Lunzen und Schlummern am Morgen. Das Blut wird dadurch erhitzt, und man gewöhnt seinen Körper an das so bedenkliche Schwitzen, durch welches man sich schwächt, und leicht beim Aufstehen erkälten kann. Die Seele geräth in einen dämischen Zustand, wo sie über allerlei Vorstellungen brütet und Fantasien erweckt, die vielen jungen Leuten äußerst gefährlich geworden sind.

Nichts, fuhr Herr Weidner fort, befördert einen gesunden Schlaf und ein frühes Aufstehen besser, als wenn man auf Matratzen schläft, und nur leicht bedeckt ist. Viele weiche und warme Betten erhitzen zu sehr, und machen, daß man das sanfte Lager zu lieb gewinnt, als daß man es gern verlassen sollte. So habe ich bis in mein sechzigstes Jahr geschlafen, und ich habe mich dabei auf Reisen und zu Hause sehr wohl befunden.

Aus meiner eignen Erfahrung, fuhr er fort, indem er sich besonders zu Fritzen und Minchen wendete, will ich Euch einige gute Lehren geben, die ihr mir zeitlebens verdanken sollt, denn Ihr könnt nicht wissen, in was für Umstände Ihr in der Welt kommen könnt.

Ge-

Gewöhnt Euch erstlich zwar an die Ordnung bald zu Bette zu gehen, und früh wieder aufzustehen, allein gewöhnt Euch auch frühzeitig daran, bisweilen eine Ausnahme zu machen, und mit unter bald des Nachts, bald des Morgens Stunden von euerm Schlaf abzuziehen, oder halbe und ganze Nächte zu wachen, damit Ihr es ohne großen Nachtheil ertragen könnt, wenn Euch die Pflicht ruft, am Krankenbette Eurer Lieben, oder bei Unglücksfällen, oder auf Reisen zu wachen. Laßt Euch daher bisweilen zu verschiednen Stunden des Nachts erwecken, und bleibt einige Zeit munter. Vertauscht drittens oft freiwillig Euer sanftes Lager mit einer Streue, damit Ihr an alles gewöhnt seyd. Horch!

Hört ihr Herren, und laßt euch sagen:
Die Glocke hat zehn geschlagen.

So rief der Wächter in der Straße, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Unter herzlichen Danksagungen und mit Vergnügen schied jetzt die Gesellschaft von einander, und jedes begab sich zur Ruhe.

Siebendes Kapitel.

Am Montag darauf war keine Schule, denn es gab eine große Feierlichkeit in der Stadt. Es war das solenne Vogelschießen, woran nicht blos die Einwohner, sondern vornehmlich auch die Kinder sehr großen Antheil nahmen. Manchen Kindern waren die Ferien überhaupt außerordentlich lieb, weil sie da nichts thun, nichts lernen, nicht aufsagen durften, sondern herum schlendern konnten; allein dies war der Fall bei Liebreichs Kindern nicht; denn ihnen war, wie wir schon wissen, das Schulgehen das größte Vergnügen, und müßig durften sie in Ferien auch nie seyn, das ließen ihre Eltern nicht zu. Der liebe Gott, sagte Liebreich oft, hat auch keine Ferien, er würkt immer, einen Tag wie den andern, und dadurch wird die ganze Welt, so wie auch unsre Erde erhalten; folglich darf der Mensch, als ein Kind und Geschöpf Gottes, auch nie müßig gehn, sondern er muß immer thätig und geschäftig seyn, bald auf diese, bald auf jene Weise. Liebreich hatte sich daher an Herr Weidnern gewendet, daß dieser Fritzen ein gar unterhaltendes Lesebuch leihen

hen möchte, welches er auch sehr gern that, und für Minchens Beschäftigung sorgte die immer geschäftige Mutter aufs beste.

Kaum hatte Fritz den Titel des Buchs gelesen, es hieß: Gumal und Lina; als er es vergnügt unter den Arm nahm, und nach dem Gartenstübchen wanderte, um dort recht ungestöhrt lesen zu können; dort setzte er sich in die Ecke an das Fenster, und fieng nun das eigentliche Lesen an. Dieses geschah aber nicht so flüchtig und schnell, wie es viele gewohnt sind, sondern ganz langsam und mit Ueberlegung; ja oft, wenn er einige Seiten gelesen hatte, machte er das Buch zu, besann sich wieder auf alles, und erzählte es laut, als ob Minchen oder seine Freunde bei ihm wären. Das Buch war so anziehend für ihn, daß er so gar das Vogelschießen darüber entbehren wollte.

Ehe er aber einige Bogen gelesen hatte, wurde er durch die Ankunft seines Vaters unterbrochen, der ihm die Nachricht brachte: der gute Heinzer aus Mahlberg sey mit seinem ältesten Knaben und seinen Mädchen bei ihnen angekommen, um das Vogelschießen hier mit anzusehen. So angenehm Fritzen dieser Besuch vielleicht zu einer an-

dern Zeit gewesen wäre, so wenig schien er es ihm jetzt zu seyn, und er äusserte würklich einige Unzufriedenheit darüber. Allein sein Vater stellte ihm vor, wie viel Vergnügen ihm damals diese guten Leute gemacht, wie freundschaftlich sie ihn aufgenommen und bewirthet, ohngeachtet sie eben sehr viel zu thun gehabt hätten. Um eines lieben Freundes willen, fuhr er fort, muß man sich auch manche Stöhrung und manchen Aufwand gefallen lassen.

Fritz sahe das ein, legte sein Buch sorgfältig in den Schrank, gieng mit dem Vater hinab, und bewillkommte seinen lieben Gast mit aller Herzlichkeit. Sehr bald fieng sich die alte Vertraulichkeit wieder an, und Fritz zeigte seinem ländlichen Freunde die städtischen Herrlichkeiten, wie ihn dieser vormals mit den Annehmlichkeiten des Landlebens bekannt gemacht hatte. Länger währte es, ehe Minchen und die kleine Heinzerin mit einander bekannt wurden, denn sie hatten sich noch nie gesehen, und Minchen, das sonst so gute Mädchen, war so schwach, daß sie ihre Mutter heimlich in der Küche fragte: Ob sie denn heute mit diesem Bauersmädchen auf das Vogelschießen gehen sollte?

Ei freilich! erwiederte die Mutter; es muß dir ja ein Vergnügen machen, mit einem so artigen, reinlichen Bauermädchen zu gehen; und ich will doch nicht hoffen, daß du dich dessen schämen wirst, weil ihre Tracht anders als die deinige ist? Wie würde es dir däuchten, wenn du einmal zur Kirmse oder bei andrer Gelegenheit nach Mahlberg kämest, und Heinzers Mädchen wollte mit dir als einem anders gekleideten Bürgermädchen nicht gehen? Sind denn die Bauersleute nicht eben so gut Menschen, wie die Bürger? Sind sie uns nicht eben so unentbehrlich, als wir ihnen? wo wollten wir denn Brod, Milch, Butter, Fleisch und so vielerlei Nahrungsmittel hernehmen, wenn sie nicht thäten; und sind Heinzers nicht recht liebe brave Leute? Da besann sich Minchen sehr bald, und nun währte es nicht lange, da näherten sich die Mädchen einander, und wurden zusammen bekannt. Minchen holte ihre Spielsachen, Bilderbücher und Nehkästchen herbei, und als sie merkte, daß dem Mädchen eins der letztern besonders gefiel, so bat sie die Mutter um Erlaubniß, ihr das schön fournirte Kästchen schenken zu dürfen. Da hätte man die unbeschreibliche Freude sehen sollen, welche die kleine Heinzerin dar-

über hatte, denn dergleichen schöne Sachen waren auf dem Dorfe nicht bekannt. Sie drückte Mienchens Hand mit einer solchen Herzlichkeit, bedankte sich so viel mal dafür, und ließ es nicht wieder aus ihren Händen; so daß Mienchen selbst eine große Freude darüber hatte, daß sie durch dieses Geschenke so viel Vergnügen angerichtet. Nun währte es keine halbe Stunde mehr, als beide von nun an wie zwei Schwestern waren; sie giengen traulich Hand in Hand auf die Straße, wo Mienchen ihren Gast allen ihren Gespielinnen bekannt machte.

Um zehn Uhr nahm die Feierlichkeit in der Stadt wegen des Vogelschießens ihren Anfang; indem die Schützenkompagnie einen prächtigen Auszug nach dem Schießplatze begann. Der Zug gieng durch Liebreichs Straße vor ihrem Hause vorüber, und der Anblick der vielen schön gekleideten Schützen, die herrliche Musik und die Menge Menschen, welche den Zug begleiteten, alles überraschte so wohl die fremden als einheimischen Zuschauer in Liebreichs Hause. So etwas hatten Heinzers Kinder in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Achtes

Achtes Kapitel.

Nachmittags nach der Mahlzeit begab sich nun die Familie Liebreich mit ihren lieben Gästen auch nach dem Orte, wo das Vogelschießen gehalten wurde. Doch ehe sie das Thor erreichten, mußte Liebreich wieder umkehren, weil etwas anders vorfiel. In einer Straße kam ihnen Meister Körmer entgegen, ein guter Bekannter von Heinzern und Liebreich. Nun, riefen sie ihm zu, Er kömmt schon zurück, und wir wollen erst dahin? Vor mir, erwiederte Meister Körmer, wird das mal das Vogelschießen Ruhe und Frieden haben, denn es sind jetzt für meine Profession schlechte und nahrlose Zeiten, wo man keinen Aufwand machen kann; und wenn man ganz mit trocknem Munde auf dem Schießplatz herum gehen und hungrig und durstig den Leuten in den Mund sehen soll, da will ich lieber nicht dabei seyn. Er klagte hierauf über den schlechten Verdienst, und erzählte von dem Hauskreuz, das er nun beinahe zwei Jahr mit einem Kinde gehabt, welches ganz gelähmt und elend gelegen, und endlich an der Auszehrung gestorben sey. Das Kind, sagte

er, kostet mich mit Kur, Pfleg- und Begräbnißkosten über acht und vierzig Thaler. Da kömmt man gar sehr zurück, zumal wenn die Profession noch überdies schlecht geht, und die Arbeit nicht gesucht und bezahlt wird. Jetzt könnte ich mir einen rechten Vortheil beim Einkauf einer Farbewaare machen, wenn ich Geld in den Händen hätte; aber so muß ich auch darauf Verzicht thun; denn es fehlen mir wenigstens 8 Thaler, um die Summe von drei Karolin voll zu haben, die man dafür verlangt.

Sonderbar war es; bei dieser Erzählung hatten Liebreich und Heinzer einerlei Gedanken, und doch wollte keiner etwas für den andern sagen. Erst, da Meister Körmer vorüber war, sagten sie beide: dem Mann sollte man helfen; er ist ein kreuzbraver und fleißiger Mann, der blos durch Unglücksfälle zurück gekommen ist. Wir wollen es ihm zusammen borgen; und gesetzt, er kann es uns nicht wieder bezahlen, beide den Verlust tragen. Das wollen wir, hieß es, und beide hatten ein besonder Vergnügen und ihre Betrachtung darüber, daß sie so einerlei Gedanken gehabt hatten. Jetzt kehrte Liebreich geschwind um, holte Meister Körmern noch ein, und nahm ihn mit

sich

sich nach Hause, wo er ihm die fehlenden acht Thaler auszahlte. Mit einer gewissen Schaam und Verlegenheit sahe Meister Körmer das Geld an, und da das Liebreich merkte, sagte er zu ihm: Freund, wir, ich und Heinzer, borgen Ihm hier das Geld, damit Er sich einen Vortheil machen soll. Uebrigens sey er ruhig wegen des Bezahlens. Er mag es uns oder unsern Kindern abtragen, wenn er will und kann, in zehn, zwanzig Jahren, oder auch erst in jener Welt, das ist einerlei; auch weiß niemand weiter darum als wir drei, und der liebe Gott; von allen aber wird es niemand weiter erfahren. Er bat ihn überdies noch mit ihm aufs Vogelschießen zu gehen, oder nach zu kommen, allein der freudige Meister Körmer versprach es nicht ganz gewiß.

Liebreich eilte nun der Gesellschaft nach und fand sie bald auf dem großen Schießplatze. Da gab es vielerlei zu sehen. Ei der tausend, hier war eine fast unabsehbare Menge geputzter und vergnügter Menschen von allen Ständen versammlet; theils giengen sie in ganzen Gesellschaften spatzieren, theils saßen sie in den Buden und Zelten, welche hier aufgeschlagen waren, und vergnügten sich bei Speise, Trank, Musik, Spiel

und Tanz, theils nahmen sie Antheil am Vogelschießen selbst, indem sie als Schützen nach dem Vogel und der Scheibe schossen, oder wenigstens schießen sahen. Im Anfang wollte besonders Minchen und der kleinen Heinzerin das Schießen gar nicht gefallen, und sie fuhren bei jedem Schuß schreckhaft zusammen, allein in der Folge wurden sie es so gewohnt, daß es ihnen so gar Vergnügen gewährte. Ha, ha, eben hat ein glücklicher Schütze dem Vogel den Reichsapfel aus der Kralle geschossen, da fallen die Stücken davon herunter. Jetzt erheben sich Trompeten und Pauken, und drei Kanonenschüsse verkündigen diesen Gewinnst. Man klopft in die Hände, man lacht und ist vergnügt.

Indeß, wie es bei allen Lustbarkeiten in der Welt, und allen sinnlichen Ergötzlichkeiten hergeht, sie werden durch unangenehme Vorfälle gestöhrt, und gemindert, so war es auch hier. So lief ein lieber kleiner Junge unter dem Volke herum, und weinte bitterlich, denn er war von seinen Eltern abgekommen, und konnte sie nicht wieder finden. Er hatte Todesangst, und seine Eltern suchten ihn ebenfalls in der größten Verlegenheit. Zum Unglück kannte man das Kind, es

war ein Junge von fünf Jahren, nicht, denn er war fremd. Hätten ihn seine Eltern nur seinen Namen und seinen Wohnort anzugeben gelernt, hätten sie ihm das Zelt, wo sie am gewöhnlichsten waren, zuvor genau bekannt gemacht, hätten sie ihn gewarnt, sich nicht von ihnen zu entfernen, und ihn genauer beobachtet, so würde es freilich alles anders gegangen seyn. Indeß diente dieser Vorfall vielen Eltern und Kindern dazu, daß sie behutsamer wurden, und sich nicht von einander trennten. Eben so klagten viele, daß ihnen durch schändliche Menschen im Gedränge die Uhren, Schnupftücher und andere Sachen, aus den Taschen gestohlen worden wären, und dort führte man so gar einige gottlose Buben ein, die außer Diebereien noch die Boßheit begiengen, die Kleider der Leute zu zerschneiden, und zu beschmutzen, wodurch vielen das Vergnügen verdorben wurde.

Liebreich erlaubte seinen Kindern bei solchen Gelegenheiten, daß sie von dem Gelde etwas nehmen durften, welches sie sich sammleten, wenn Fritz und Minchen von ihren Gartenbeeten Blumen, Gemüse oder Sämereien verkauften; Fritz hatte drei Groschen, und Minchen zwei Groschen

bei

bei sich gesteckt. Was werden sie mit dem Gelde anfangen?

An Zuckerwaaren und dergleichen Leckereien waren sie nicht gewöhnt, sie giengen daher an diesen Buden ganz gleichgültig vorüber, ohne Lust zum Kaufen zu haben. Kuchen, Obst, andere Speisen und Getränke bekamen sie von den Eltern, also blieb ihr Beutel vor solchen Ausgaben verschont; aber eine Sache machte wegen dem Reiz der Neuheit ihre Begierden rege. Es gab nemlich viele Buden, in welchen Zinn, Glas, Porzellan und andere schöne Sachen ausgespielt wurden; da konnte man, wenn man einen glücklichen Wurf that, für ein weniges Geld etwas von großem Werthe gewinnen. Kommt her, ihr Kinder, sagte Minchen, da wollen wir uns Loose kaufen, und unser Glück versuchen. Schon suchte jedes so viel Geld, als es anzuwenden gedachte; schon gieng man mit raschen Schritten nach einer von den Buden zu; siehe, da kamen Holzmanns Kinder auf sie los. Ei, was machte Minchen für große Augen, denn Jettchen hatte einen schönen Glaskrug an der Hand, und zwei porzellanene Teller unterm Arm. Nun war es in ihren Herzen entschieden, auch zu loosen; aber bald änderte sie ihren Vorsatz, da sie hörte, daß

Jett-

Jettchen und ihr Bruder mehr als zwei Thaler eingesetzt hatten, ehe sie das gewonnen. Da lies Minchen ihre zwei Groschen ganz sachte wieder in die Tasche fallen, denn dafür konnte sie sich wenig versprechen. Sie wollten also ihr Glück nun vor einer andern Bude versuchen, wo allerlei Kleinigkeiten zu gewinnen waren, und der Einsatz gering; allein hier kamen sie noch übler an. Vor jenen Buden gieng es doch noch ehrlich zu, aber dies war ein Erzbetrüger, der falsche Würfel hatte. Denn nach einer Viertelstunde hatte Fritz, nachdem er nach und nach 2 gl. 9. pf. eingesetzt, einen Bleistift gewonnen, wie ihn sein Vater für 6 Pfennige kaufte; Heinzers Mädchen für 1 gl. Einsatz ein bleiern Ringelchen, und Minchen für ihren Groschen gar nichts. Sind wir nicht Thoren gewesen, sagten sie nun; denn für das viele Geld hätten wir uns zehnmal mehr kaufen können!

Unter schattigten Bäumen hatten sich an einem Rasenrande ihre beiderseitigen Eltern gelagert, wo die Männer bei einem Pfeifchen Taback und einem Glas Bier ihr Gespräch führten, und die Gesellschaft dem Vogelschießen zusehen konnte. Alles war sehr vergnügt, und besonders Heinzers

Kinder hatten eine gewaltige Freude über alles, was sie da sahen. Müde vom Herumwandern lagerten sie sich auch neben ihre Eltern, und schäkerten mit einander. Nicht weit von ihnen fiel ihnen eine arme Mutter mit drei Kindern auf. Das eine, ohngefähr ein Jahr alt, saß auf ihrem Schooß, und zwei andere, ein niedlicher Junge von fünf Jahren, und ein Mädchen von zwei Jahren saßen neben ihr, und spielten mit einander. Die Kinder schienen in unbeschreiblicher Liebe an ihrer Mutter zu hängen, denn sie küßten und streichelten sie alle Augenblicke, und nannten sie nicht anders, als „liebe, herzensgute Mutter". Auch liebten sie einander so zärtlich, als man es selten findet. Mutter, rief endlich das kleine Mädchen, mich hungert. Da reichte ihm die Mutter mit einer wehmüthigen Miene ein Stückchen trocknes Brod hin. Es aß einen Bissen, und legte das übrige wieder auf den Schoos der Mutter. Natürlich wollte es ihm jetzt nicht zu Halse, da sein Appetit durch den Anblick und Geruch so vieler andern Speisen gereitzt wurde. Alle Leute Kuchen essen, sagte es, und große Wurst, und Semmeln, mir nur das Brod giebst du. — Da giengen der Mutter die Augen über; große Thränen

perlten auf ihren Schoos zum Brode hinab. Ja, sagte sie mit einem Seufzer, am vorigen Vogelschießen hatten wir es freilich besser, da war der gute Vater noch bei uns, der gab euch große Wurst und weißes Brod; aber jetzt ist er nicht mehr, und ich kann euch nur schwarz Brod geben. Mutter, sagte der Junge, gieb du mir nur ein Dreier, und noch ein Dreier, da will ich Semmeln holen, dir eine, und Samelchen eine und Marthchen eine, aber ich will keine. Die Mutter suchte, allein sie brachte nur einen Dreier zusammen, damit sprang der Junge fort, brachte drei Semmeln, theilte sie aus, und war durchaus nicht dahin zu bringen, daß er einen Bissen genommen hätte. Nein, sagte er, Mutter, ich gönne es dir, und den Kindern.

Diese Scene rührte die Kinder Liebreichs und Heinzers tief in der Seele, und sie beschlossen den Rest ihres Geldes zu einer Abendmahlzeit für diese anzuwenden. Sie legten also ihr noch übriges Geld zusammen, und da sie damit nicht auszureichen besorgten, giengen sie zu ihren Eltern. Wir haben eine Kollekte, sagten sie, da werdet Ihr uns wohl auch etwas mittheilen; und nun erzählten sie alles, und zeigten ihnen die Gegenstände

stände ihrer Barmherzigkeit; daß sie dabei reichlich unterstützt wurden, war ganz begreiflich. Es vergieng nun keine Viertelstunde, da war der Rasenrand, wo diese Mutter saß, mit Brod, Wurst, Bier und Kuchen besetzt, und nun konnte man seine Freude sehen, wie es diesen schmeckte.

Es ist doch sonderbar, sagte Minchen, daß mir der Anblick dieser Leute mehr Freude macht, als wenn ich noch so viel gewonnen hätte.

Vermuthlich, erwiederte Liebreich, weil du dort blos durch den Zufall glücklich wurdest, hier aber nach eignem Antriebe gut handeltest.

Ueber diesem Gespräch kam Herr Konstabler Haber zu ihnen. Er hatte schon ziemlich kleine Augen, und die Füße wollten auch nicht mehr ihre Dienste thun, vermuthlich weil er mehr getrunken hatte, als ihm dienlich war. Nach einem kurzen und unbedeutenden Wortwechsel rief er Liebreichen auf die Seite, und redete heimlich mit ihm. Ich bin, sagte er, in eine Gesellschaft gekommen, wo man ein bischen zu viel hat aufgehen lassen, und Schande halber konnte ich doch mich nicht ausschließen; der Frau und den Kindern habe ich auch vielerlei kaufen müssen, da ist mir mein

Geld

Geld früher alle geworden, als ich glaubte, und ich mag doch nicht deswegen erst nach Hause und in die Stadt laufen. Da dachte ich gleich, als ich Ihn sahe, das ist ja der gute Meister Liebreich, der ist nicht ohne Geld, er wird dir schon so viel borgen. Wollte er mir denn nur bis morgen früh einen halben Laubthaler leihen? Morgen bald früh soll ihn mein Christoph Ihm wieder bringen.

Aber Liebreich bedauerte es, daß er darinn nicht willfahren könne; er habe so gar viel Geld nicht zu sich gesteckt, und wisse nicht, wie viel er selbst noch brauche.

Nu, nu, sagte Herr Haber, es thut nichts; ich kriege schon wo anders geborgt. Allein er gieng doch etwas muckisch von ihm, ob er es gleich gewohnt war, daß man es ihm öfters abschlug, wenn er borgen wollte. Warum mochte ihm denn wohl Meister Liebreich die Wenigkeit nicht leihen? verborgte er doch vor wenig Stunden noch so viele Thaler an Meister Körmern, wo es noch ungewisser war, als hier, ob er es jemals wieder bekommen würde?

So viel weiß ich, Liebreich hatte den Grundsatz: Man dürfe niemanden bor-

gen, um ihn in seiner Liederlichkeit zu bestärken.

Neuntes Kapitel.

Nicht weit vom Schießplatz war ein liebliches Buschwäldchen, in welches Liebreich gegen Abend seine Gäste zur Veränderung führte. Hier hatten sich hie und da ganze Familien und Nachbarschaften in artigen Gruppen, unter die großen Eichenbäume gelagert, und waren vergnügt. Da kochte man Kaffee, dort ward nach Herrn Asmus Manier kalte Küche unter dem blauen Himmel verzehrt, da sang das junge Völkchen allerlei fröhliche Lieder aus dem Mildenheimischen Liederbuche, dort scherzten und spielten die Kinder. Es war ein allerliebstes Gemisch bunt untereinander. Unsere Spatziergänger suchten einen schattigen Weg, der in den Wald führte, und giengen unter traulichen Gesprächen dahin. Aber plötzlich blieb Liebreich stehen, und horchte auf. —

Man vernahm ein wildes Geschrei, das einem Gesang ähnlich seyn sollte. Liebreich drehte

sich

sich nach seiner Familie um, und sagte: Hört doch, ist das nicht Jakoben, unsern Lehrjungen seine Stimme? Allen kam es so vor, und Liebreich winkte, stille zu seyn. Er schlich sich nach der Gegend hin, und lauschte durch die Gebüsche. Hier hatte er einen sehr ärgerlichen Anblick. Jakob saß wirklich mit noch vier andern Jungen seines Alters im wildesten Anstand im Grase. Zwei von diesen waren ehedem wegen ihrer Liederlichkeit und Untreue aus der Lehre gejagt worden, und die andern zwei waren eigentliche Gassenbuben, die sich gar keinem Beruf hatten widmen wollen, sondern auf den Straßen und in den Gasthöfen herumlagen, um den Fuhrleuten zu helfen. Alle, und so auch Jakob hatten Tabackspfeifen in dem Munde, und dampften, was sie konnten. Jakob hatte sich wie ein wilder Mensch die Weste aufgerissen, den Hut recht barbarisch krumm auf den Kopf gesetzt, und trank mit seiner Gesellschaft aus einem großen Bierglase, welches sie aus einer großen Flasche immer von neuem füllten; dabei sangen sie die schmutzigsten Lieder.

Liebreich zitterte und bebte über diesen Anblick. Noch mehr wurde er erschüttert, als er die abscheulichen Reden hörte, die sie führten, die

groben schändlichen Ausdrücke, die Flüche und Schwüre, deren sie sich bei aller Gelegenheit bedienten. Wie ward ihm gar zu Muthe, als sie einander die Bübereien erzählten, die sie ihren Lehrherrn und andern guten Menschen bewiesen hatten, und wie sie Jakoben zu allen Gottlosigkeiten verführen und verreitzen wollten.

Länger konnte Liebreich nicht an sich halten. Er trat mit ernster Miene hervor; und man kann sich vorstellen, wie diese jungen Bösewichter erschracken, verstummten, erbleichten und aus einander stoben. Jakob war wie vom Blitze getroffen, ohne Leben. Liebreich hieß ihn aufstehen und ihm folgen, ohne sich vor jetzt weiter mit ihm abzugeben. So kamen sie zu der übrigen Gesellschaft zurück; aber Jakob konnte niemanden ansehen, sondern er weinte, und schlich wie ein armer Sünder hinter ihnen her.

Als man am Abend gegessen hatte, stopften sich Liebreich und Heinzer ihre Tabackspfeifen und rauchten. Nun, sagte Liebreich zu Jakoben, willst du denn nicht auch in unsrer Gesellschaft ein Pfeifchen rauchen?

Jakob ward blutroth für Schaam und schüttelte.

Lieb-

Liebreich. Warum denn nicht?

Jakob. Weil — weil sichs nicht schickt. —

Hm, erwiederte Liebreich, du issest und trinkest doch in unsrer Gegenwart, wenn nun das Tabackrauchen ein eben so nothwendiges Bedürfniß wäre, so wüßte ich nicht, warum es sich nicht schicken sollte, mit uns zu rauchen. — Sag mir nun, Jakob, was dich auf den unseligen Gedanken gebracht hat, zu rauchen?

Jakob. Die Jungen beredeten mich dazu. Ich müßte, sagten sie, nun auch anfangen Taback zu rauchen, damit ich es könnte, wenn ich einmal Geselle würde, und wenn ich jetzt rauchte, so sähen mich die Leute nicht mehr für einen Lehrjungen, sondern für einen Gesellen an, und ich kriegte auch davon eine grobe Stimme.

Du einfältiger Junge, rief Liebreich halb ärgerlich halb lachend, wie konntest du dir denn so etwas weiß machen lassen! Macht denn das Tabackrauchen und die grobe Stimme den Gesellen aus, oder was macht ihn aus? Kannten denn dich die Leute in der Stadt etwa nicht? und wenn dich, milchbärtigen Jungen, die Leute in jenem Anstande für einen Gesellen gehalten hätten, für was für einen mußten sie dich denn bei deinem

Saufen, wilden Betragen, und abscheulichen Reden halten, für einen sittsamen oder liederlichen und unsittlichen Gesellen?

Jakob fühlte das alles, und schwieg.

Liebreich schüttelte den Kopf und sagte: Was müssen nur die Leute gedacht haben, wenn sie dich gesehen. Könnten sie mich nicht für einen unordentlichen Mann halten, der seinen Lehrjungen alle Unarten gestatte?

Der dumme Junge, werden sie gedacht haben, sagte Mutter Liebreich, könnte sein Tabackrauchen noch unterweges lassen; er will sich gewiß auf den Kirchhof rauchen.

Liebreich. Dahin kann es auch bei Zeiten mit dir kommen, wenn du es so fort treiben willst. Denn jungen Leuten ist der Taback höchst schädlich. Sie entziehen dem Körper durch das Auswerfen des Speichels eine große Menge der feinsten und edelsten Säfte, die zur Verdauung der Speisen und Verdünnung des Blutes, und folglich zur Ernährung des Körpers und zum Wachsthum desselben unentbehrlich sind; sie schwächen ihre Eingeweide, und machen sich ohne Ursache übel und weh, zwingen den Magen zum Erbrechen, und die im Taback befindlichen

Schwefel- und Salztheile, durch welche er in den Fabriken gebeizt wird, machen die Säfte scharf, erhitzen das bei jungen Leuten ohnehin hitzige Blut noch mehr, und indem er das Wachsthum verhindert, erzeuget der Taback auch noch eine Menge Krankheiten, und es kann leicht Lungensucht, Abzehrung und dergleichen entstehen.

Heinzer. Daher sehn die jungen Leute, die sich den Taback zu früh angewöhnen, auch hager und bleich, oder gelb und ungesund aus.

Jakoben hätte das Tabacksrauchen noch über dies übel bekommen können, denn, außer dem harten Verweiß, den er zu Hause von Meister Liebreichen bekam, der es ihm für die Zukunft bei der strengsten Ahndung verbot, bekam er noch Schläge von Heinrichen, über dessen Tabacksbeutel er gerathen war.

Ehe noch die Gesellschaft am Abend nach Hause gieng, ereigneten sich allerlei Vorfälle. So entstand plötzlich hinter einer Bude eine heftige Flamme, und ein starker Knall, auf welchen ein klägliches Geschrei erfolgte. Die Leute liefen zu, und fanden zwei Jungen, die mit Pulver gealbert, Schwärmer und dergleichen gemacht, und mit elenden Schlüsselbüchsen geschossen hatten.

Eine davon zerspringt, als sie der Junge mit brennendem Schwamm anzünden will, und zerschmettert ihm das Gesicht; die Gewalt des Pulvers schleudert den brennenden Schwamm gerade in die offne Pulverdeute, welche der andere Junge in den Händen hat, entzündet das Pulver, und der Junge wird im ganzen Gesichte verbrannt. Beide wären beinahe daran gestorben. Lange, lange haben sie unsägliche Schmerzen leiden müssen, und können Zeitlebens an ihre Unbesonnenheit denken.

Endlich, rief hinter Liebreichs Rasenrande ein Gärtner, endlich habe ich dich, du Erzbösewicht. Dir habe ich lange nachgetrachtet; jetzt sollst du mir nicht entwischen. Er hatte einen funfzehnjährigen Buben bei der Brust angefaßt, der sich wie ein Unthier sträubte, schimpfte, trat, und sich los zu machen suchte. Der Gärtner rief um Hülfe, es kam die zur Erhaltung der Ruhe beorderte Wache, und nahm den Jungen in Verwahrung. Er war ein Baumfrevler, der seit mehreren Jahren in den Fluren aus bloßem Muthwillen und Boßheit bei Tag und Nacht junge Bäume geringelt, oder gezogen, abgehauen, verdreht und verdorben hatte. Jetzt hatte ihn

dieser Mann über der abscheulichen That ertappt, und das ist der Bube, der als Züchtling jetzt geschlossen schanzen muß.

Das ist Recht, rief Heinzer, daß dieser Bösewicht endlich seinen Lohn empfängt. Wer bei einem Feuer die Abgebrannten berauben kann, und unschuldige Bäume verletzt, das sind mir beide abscheuliche Menschen. Was hat man für Mühe, ehe man ein Bäumchen so weit bringt, daß man bald Früchte davon für seinen Fleiß zu sehen hofft, und so ein boßhafter Unmensch vernichtet alles in einem Augenblick. Er bringt nicht allein den Besitzer desselben, sondern auch die späteste Nachwelt, und sich selbst mit um das Labsal der Früchte, die man von solchen Bäumen genießen konnte. Kann er wissen, ob nicht er oder sein Enkel vielleicht einst unter dem Baume kühlenden Schatten gefunden, oder sich in gesunden und kranken Tagen, vielleicht in der nahen Todesstunde, noch einmal an den Früchten würde erquickt haben, die er zerstöhrte? Was giebt es doch vor Menschen! der eine pflanzt und pflegt mit Mühe und Sorgfalt, der andere vernichtet aus Muthwillen und Boßheit!

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen kam Minchen bald früh mit trüben Augen in die Küche geschlichen, und klagte der Mutter: Sie habe diese Nacht fast kein Auge zuthun können, weil die kleine Heinzerin, die bei ihr im Bette gelegen, die ganze Nacht für Zahnschmerzen nicht habe bleiben können; sie habe ununterbrochen gewinselt, und sich unruhig von einer Stelle zur andern geworfen. Sie giengen zusammen hinauf, und fanden das gute Mädchen ermattet von ihren Schmerzen im Schlafe liegen, aus welchem sie sie nicht stöhren wollten; als sie aber beim Frühstück fehlte, erzählte Minchen, wie dieser Kleinen das Vergnügen des gestrigen Tages sey verbittert worden.

Wenn ich höre, daß jemand Zahnschmerzen hat, sagte Mutter Liebreich, da habe ich immer das größte Mitleiden mit ihm; denn ich weiß am besten, wie einem da zu Muthe ist, weil ich in meinem Leben genug davon ausgestanden. Man ist dabei nicht eigentlich krank, und leidet doch so unsäglich viel, als ob Himmel und Erde auf einem läge, und dann, wenn der Schmerz so recht

im hohlen Zahne tobt, hat man über nichts eine Freude, wenn es einem auch noch so wohl gienge.

Liebreich wunderte sich, daß dieses junge Mädchen an ihren Zähnen leide, da die Landleute gemeiniglich ein sehr gutes Gebiß hätten, und ihre Zähne blendend weiß, wie Elfenbein, aneinander gereiht in ihrem Munde wären, welches man dem trocknen Brode, mit welchem sie gleichsam ihre Zähne täglich polierten, und ihrer abgehärteten und einfachen Lebensart zuschreibe.

Wovon kommen denn nur die schlimmen Zahnschmerzen? fragte Mienchen.

Liebreich. Vorzüglich von allem, wodurch gewöhnlich Flüsse entstehen, und die Zähne verdorben werden; z. E. von Erkältung auf vorhergegangne Erhitzung, von scharfen und verdorbnen Säften im Körper, die durch eine unordentliche Lebensart entstehen. Wenn man das Blut durch Wein, Branntwein, Kaffe, vieles starkes Bier u. dergl. zu stark erhitzt, alles unter einander genießt, und dadurch dem Blute zu viel verdorbne Säfte mittheilt. Hat man nun durch unvorsichtige Behandlung die Zähne so verdorben, hohl und faulend gemacht, dann ziehet sich diese Schärfe nach diesen schwachen und leidenden Theilen hin,

und da sie keinen Widerstand findet, verursachet sie Stockungen, Reitz und folglich den empfindlichsten Schmerz.

Fritz. Wodurch kann man denn seine Zähne gut erhalten, und vor Verderbnis und Schmerz bewahren?

Liebreich. Man verdirbt seine Zähne dadurch, wenn man zu schnell Kaltes und Heißes genießt; durch vielen Zucker, dessen Schärfe, Säure und Kalktheile, durch die er geläutert wird, den festen glatten Ueberzug der Zähne anfressen, und ist dieser einmal hinweg, dann faulen die Zähne um desto schneller; ferner durch allzuscharfes Zahnpulver, welches die Zähne angreift, besonders durch das fatale Stochern mit Stecknadeln und überhaupt mit Metall und harten Zahnstochern; damit stößt man jenen glatten Ueberzug ab, bohrt in den Knochen, und bohrt ihn aus; die Speisen setzen sich in diese Höhlungen, werden scharf und fressen immer tiefer, machen den Zahn mürbe, und greifen zuletzt den unter ihm liegenden Nerven selbst so an, daß er Schmerzen erwecken muß.

Miènchen. Womit bringt man denn aber die Fleischfasern und dergleichen aus den Zähnen?

Lieb-

Liebreich. Am besten und sichersten mit der Zunge, und mit reinem, überschlagnen Wasser. Dieses letztere ist eine der allerbesten Zahntinkturen. Man halte nur durch öftres Ausspielen des Mundes mit nicht allzu kalten aber auch nicht warmen Wasser die Zähne stets reinlich, wasche sich besonders nach jeder Mahlzeit den Mund recht aus, und reibe bisweilen das Zahnfleisch mit Salbei, so wird man gewiß seine Zähne stets gut erhalten. Man reibe sich, so oft man sein Gesicht wäscht, mit frischen Wasser recht stark hinter den Ohren und an den Kinnladen, um die Nerven und Gefäße zu stärken, das Blut zu erfrischen und in Umlauf zu bringen, und man wird bei einer ordentlichen Lebensart für Zahnschmerzen bewahrt bleiben. Ueberhaupt wird man finden, daß Menschen, welche wegen ihrer Körperkraft und guten Säfte bei einem behutsamen Lebenswandel ein hohes Alter erreichen, auch am wenigsten an Zähnen leiden; und bei Thieren im Stande der Natur bemerkt man ebenfalls diese Schmerzen sehr selten. Ein Beweiß, daß unsere fehlerhafte unnatürliche Lebensart auch dieses Uebel herbeiführt und vermehret.

Sie

Sie giengen sämmtlich zur Kammer, wo sie schon von weiten das arme Mädchen wimmern hörten, und als sie hinein traten fieng die Kleine noch heftiger an zu weinen. Liebreich tröstete sie, und bat, sie solle sich nur so ruhig als möglich verhalten, sonst bringe sie das Blut nur noch mehr in Hitze und Wallung, und mache die Schmerzen immer heftiger.

Ein jedes wollte einen guten Rath geben, eins rieth ihr, Taback zu rauchen, allein Liebreich meinte, der thue weiter nichts, als daß er Betäubung und Schlaf mache, ein anders empfahl, Brunnen, Branntwein, Feigen und Milch in den hohlen Zahn und dergleichen. Bei dieser Gelegenheit zeigte die kleine Heinzerin ein Klümpchen Baumwolle, auf welches ihr Jakob etliche Tropfen von einem sehr starken Spiritus gegossen, welches sie in den hohlen Zahn gelegt habe, worauf sie zwar einige Augenblicke Linderung aber nachher desto größern Schmerz empfunden habe.

Diese beitzenden Mittel, sagte Liebreich, sind die allerschlimmsten und bedenklichsten, sie helfen nur in sofern etwas, weil sie entweder betäuben, oder den Zahnnerven ganz gefühllos beitzen; allein sie zerstöhren auch den Zahn, das Zahnfleisch und oft

den

den Knochen des Kinnbackens so sehr, daß sie ein weit größeres Uebel anrichten. Ist der Zahn einmal hohl, dann hilft freilich weiter nichts, als daß man ihn noch in Zeiten herausnehmen läßt, ehe seine Seitenwände abfaulen, und der Zahnarzt ihn nicht recht fassen, und mit seiner Wurzel herausnehmen kann. Wenn man aber so gleich jeden noch einigermaßen guten Zahn um der Schmerzen willen herausnehmen läßt, dann kann man in kurzer Zeit zahnlos, und doch nicht frei von Schmerzen werden.

Um indeß einen Versuch zur Linderung dieser Pein zu machen, gieng Liebreich hinab, und brachte etwas Weinsteinrahm und ein Glas frisches Wasser, wovon er das wimmernde Mädchen etwas einnehmen ließ; denn er vermuthete, daß es von einer Erkältung herrührte, oder von dem Wein und starken Bier, das sie gestern getrunken hatte, und daher versprach er sich davon einige Besserung. Sogleich ließen die Schmerzen nicht nach, und jetzt machte Fritz einen Versuch mit dem Mittel, das sein Vater im Reichsanzeiger gelesen hatte; Er suchte nemlich ein sogenanntes Marienkühchen, das die sieben schwarzen Punkte auf seinen rothen Flügeln hat, rieb es mit den

Fin-

Fingern, und berührte mit seinen Fingern das schmerzhafte Zahnfleisch der Leidenden. Die Schmerzen hörten würklich auf, die Kleine fiel in einen sanften Schlaf, schwitzte, und kam nach zehn Uhr munter und wohl zur Gesellschaft, welche sich den Nachmittag noch einmal auf dem Schießplatze ein rechtes Vergnügen machte. Am folgenden Morgen brachen Heinzers wieder auf, und wanderten nach Mahlberg; Liebreich aber mußte es ihnen heilig versprechen, daß er den Sonntag nach Michaelis zu ihnen auf die Kirchweihe kommen wollte, damit sie ihm auch wieder für das genoßne Vergnügen eine Freude machen könnten. Heinzers muntre Gäule sollten sie abholen und wieder zurück bringen.

Eilftes Kapitel.

Endlich kam nun auch die Woche heran, in welcher Jakobustag einfiel. Der Handwerksdiener kam, und lud Liebreichen, wie gewöhnlich, auf den Montag zu dieser Feierlichkeit ein. Dieser Tag war für viele Handwerksgenossen der feierlichste im ganzen Jahr. Auch Liebreichs

Hand-

Handwerk feierte denselben. Die sämmtlichen Meister versammleten sich an einem öffentlichen Orte, besprachen sich unter einander über ihre Angelegenheiten, schafften Mißbräuche ab, und führten gute Gebräuche dafür ein, untersuchten ihre Kasse und Rechnungen, wählten neue Obermeister und Vorsteher, nahmen Lehrlinge auf, und sprachen andere als Gesellen los, dann genossen sie mit einander ein mäsiges Mahl, woran auch ihre Kinder Antheil nehmen durften. Abends holte jeder sein Weibchen zu einen Tanz, und so wurde dieser Tag zugebracht.

Auch die Gesellen kamen in ihrer Herberge zusammen, brachten gleichfalls die Angelegenheiten ihrer Brüderschaft, und ihrer Kasse in Ordnung, aus welcher sie ihre krank gewordene Brüder verpflegten, oder für ihr Begräbniß sorgten, wählten ihren Altgesellen, und schwärmten dann bei Spiel und Tanz etliche Tage dahin. Hier war mancher thörigt genug, das, was er mit vieler Mühe lange vorher erworben und auf gespart hatte, in kurzer Zeit, oft auf Kosten seiner Gesundheit und seiner Gemüthsruhe, durchzubringen.

Fast in allen Werkstätten, und so auch bei Liebreichen, war zeither von nichts, als von dieser Feierlichkeit gesprochen, und überall Anstalten dazu gemacht worden. Heinrich hatte vor kurzen von seinen wohlhabenden Eltern Geld erhalten, und dieses wurde bei dieser Gelegenheit aufgewendet. Er ließ sich einen neuen Oberrock von feinen Tuch, nebst Weste und Beinkleidern von bunten Sommermanchester machen; kaufte sich ein paar neue gewichste Stiefeln, neuen Hut, und ließ die silberne Kette an seinem Meerschaumkopfe aussieden.

Bei Christian im Gegentheil bemerkte man so wenig Anstalten zu dieser Feierlichkeit, als bei Liebreichs selbst; vielmehr schien es, als wollte er gar keinen Antheil daran nehmen; ja er äußerte: Er werde wohl diese Tage, wo nicht gearbeitet würde, bei seinen Eltern zubringen, welche er bei dieser Gelegenheit einmal besuchen wolle.

Als eben niemand in der Werkstatt war, fragte ihn Liebreich besonders: Warum er denn diese Tage nicht mitfeiern wolle?

Ich habe, erwiederte er, kein Geld dazu.

Da machte Liebreich große Augen, denn er hatte erst am vergangenen Sonnabend mit ihm, so wie

wie mit Heinrichen, gerechnet, wo Christian etliche Thaler heraus bekommen hatte. Er fragte also von neuen: Wo habt Ihr denn Euren Lohn schon hin?

Christian ward roth und verlegen. Er sahe sich um, und da niemand zugegen war, sagte er: Meister, weil wir eben jetzt allein sind, kann ich es Ihm ja wohl sagen, aber es bleibt unter uns — Ich habe es meinen armen Eltern geschickt. Hier ist der Postschein.

Liebreich las: Fünf Laubthaler an Georg Adam Füllern zu Farth sind dato auf kaiserliche Reichspost abgegeben worden. —

Ich hörte, fuhr Christian fort, letzthin durch einen Landsmann, daß es meinen armen Eltern gar trübselig gehe. Der Vater sei blind und bettlägrig, und die Mutter könne auch wenig erwerben. Das jammerte mich. Sie hatten es sich blutsauer in ihren jungen Tagen werden lassen, um mich zu ernähren, da ich noch nichts verdienen konnte, und ich sollte sie nun darben lassen, und nicht wieder für sie arbeiten? Ich sollte am Freudengelag wohlleben, tanzen und springen, indeß meine armen Eltern Hunger und Kummer

 litten,

litten, weinten und seufzeten? Nein, das hätte ich nicht verantworten können.

Mit zitternder Hand gab Liebreich ihm den Postschein zurück, helle Thränen rollten von seinen Wangen, er drückte Christians Hand innig, konnte aber weiter nichts sagen, als: Du hast recht gethan. Jedes gute Kind muß seine armen Eltern unterstützen und erquicken. —

Jetzt kam Heinrich mit Fritzen und Mienchen wieder herein, denen er seinen neuen Anzug gezeigt hatte, und dies Gespräch wurde abgebrochen. Fritz äußerte seine Freude auf den morgenden Tag, wo er wieder in der Gesellschaft vieler junger Knaben seines Alters sich zu vergnügen hoffte, und Heinrich fragte Mienchen scherzhaft: Sie werde doch morgen mit ihm tanzen?

Allein das scheue Mädchen wieß ihn mit der Antwort ab: Ich kann ja nicht tanzen.

Du wirst es künftig schon lernen, erwiederte Heinrich, und dann führe ich dich über's Jahr recht geputzt als meine Jungfer zum Tanze.

Aber Liebreich schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: Es wird sich schon geben.

Das

Das fiel Fritzen auf. Willst du uns denn nicht das Tanzen lernen lassen, Vater? Du wendest ja doch sonst manche Ausgabe an uns, und tanzen muß man doch können, wenn man unter den Leuten fortkommen und sich eine Veränderung machen will.

Liebes Kind, erwiederte Liebreich, so unumgänglich nothwendig ist das Tanzen eben nicht. Es leben hundert tausend Menschen in der Welt froh und zufrieden, die nicht tanzen können, und nie getanzt haben, sie kommen doch auch hin. Das Tanzen gehört, so wie das Schmaußen, Spielen, sich putzen, Reiten und Fahren unter die sinnlichen Ergötzlichkeiten des Lebens, die an sich wohl erlaubt seyn mögen, eigentlich nur durch Uebertreibung schädlich werden, und dann unerlaubt sind, wenn wir darüber unsere wichtigern Pflichten versäumen. In so fern habe ich nichts gegen das Tanzen, ja ich gebe es auch gern zu, daß man dabei seinem Körper einen guten Anstand, eine feine gerade Richtung und Haltung geben, eine anständige Verbeugung machen lernt, seinen Füßen Leichtigkeit, und seinen Händen Gewandheit verschafft, wie es denn besonders Personen, die eine sitzende Lebensart haben, noch überdies eine heil-

same und gesunde Bewegung gewährt. Von dieser Seite habe ich gar nichts zu tadeln. Ich habe in meiner Jugend auch gerne getanzt, und habe kein Bedenken getragen, an der letzten Hochzeit mit meiner Frau noch ein Tänzchen zu machen; aber an den Tänzen, die jetzt Mode und gewöhnlich sind, habe ich alles auszusetzen, und so lange unsere jungen Leute keine sanftern, sittsamern und anständigeren Tänze wieder einführen, dürft Ihr Kinder, mit meinen Willen, keinen Tanzboden betreten. Jene sanften, unschuldigen Tänze, welche sonst Mode waren, mögt Ihr allenfalls lernen, aber nicht die — er kam in eine Heftigkeit und Unwillen, den man selten an ihm bemerkte, äußerte einen Abscheu, ward blutroth im Gesicht, und fuhr fort — die abscheulichen, üppigen, schädlichen und schändlichen Dreher, Walzer, Hopser, und wie die angreifenden, Seele und Leib verderbenden Tänze heißen, die dürft Ihr nicht lernen, nicht tanzen.

Heinrich. Je, Meister, was hat Er denn an diesen Tänzen auszusetzen?

Liebreich, hastig. Alles, alles. Jeder vernünftige, sittsame und schaamhafte Mensch muß sie verabscheuen, diese

Tän-

Tänze, diese Dreher, Walzer, Hopser rc. und unwillig werden, wenn er sie nur tanzen sieht.

Heinrich. Es sieht sich aber gut zu, wenn eine große Gesellschaft sich auf einen langen Saale so untereinander herum dreht, und walzt, und es tanzt sich auch mit Vergnügen.

Liebreich lächelnd, hum, sich dreht und walzt, wie wahnsinnige Menschen — ist das eine natürliche Bewegung, wo Schwindel, Herzklopfen und dergleichen Zufälle schon das unnatürliche beweisen?

Heinrich. Bei so einem Tanze kann man sich aber eine rechte Bewegung durch den ganzen Körper machen, das Blut wird durch alle Aederchen getrieben.

Liebreich. Als ob man sich nicht über nützlichen Arbeiten noch weit heilsamere Bewegung verschaffen könnte! Das mag eine schöne, gesunde Bewegung seyn, wo das Blut so erhitzt, mit solcher Gewalt durch alle Adern getrieben wird, daß sie zerspringen möchten, wo der Körper wie gekocht, vom Schweiß durchnäßt der gefährlichsten Erkältung ausgesetzt wird, wo man noch die letzte Kraft aufbietet und aufopfert! Gott be-

wahre alle gute und vernünftige Menschen für so einer heilsamen Bewegung, welcher Siechthum und früher Tod auf dem Fuße nachfolgen! Seht doch so manchen jungen Menschen, so manches junge Mädchen an, die so rechte Tanz- und Hopshelden sind, wie sie aussehen! Wie elende Gerippe, blaß und gelb, schwächlich wie die Fliege im Herbst! der kann kaum die dürren Füße erschleppen, jener hustet wie ein lungensüchtiger, der kriecht zusammen, wie ein altes Männchen, jene wird gichterische und Flußkrankheiten, geschwollnes Gesicht, Schnupfen und Geschwüre, nicht los, oder hat schon die Auszehrung im Leibe. Das werden einmal Leute werden, die ein kraftvolles Alter genießen! Die Schwächlinge, sie werden schon sehen, was sie sich geschadet haben, wenn sie in ihren besten Jahren dahin welken, und sterben, oder wenn sie auch durchkommen, im Alter dafür jämmerlich büßen müssen! Geht mir hinweg, ihr armseligen Menschen! Wenn ihr euch bei euern Berufsarbeiten, an Krankenbetten, bei Feuersgefahren, oder sonst einen Unglück thätig beweisen sollt, da liegt ihr über den Haufen, aber hier muß noch die äußerste Kraft verzehrt werden! Weinen möchte man, wenn man das sieht und bedenkt! Hein-

Heinrich. Meister, so schlimm ist es nicht, Er übertreibt es; gewiß und wahrhaftig so ist es nicht.

Liebreich. Uebertrieben wäre es, übertrieben? Heinrich, Heinrich öffnet die Augen; denkt an mich. — Zweitens, fuhr Liebreich fort, wenn wir allein wären, so wollte ich mich deutlicher ausdrücken, aber Ihr werdet mich verstehen. — Man beobachte diese Tänze, sehe die üppigen Stellungen an, welche sich die Manns- und Weibspersonen gegen einander erlauben, und nun frage ich: Ob sich diese nur einigermaßen mit der Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit und Sittsamkeit vertragen, oder ob diese Tänze nicht so recht dazu geeignet sind, gewisse Begierden zu erwecken, durch deren unerlaubte Befriedigung schon so manche jugendliche Seele sich das Grab ihrer Unschuld und ihres ganzen irdischen Glückes grub? Heinrich, die Hand auf Euer Herz — werdet Ihr das Mädchen zu Eurer Frau mögen, das sich auf allen Tanzböden mit jedem so herum walzte?

Heinrich schwieg eine Zeitlang, und dachte nach. Endlich rief er doch: Meister, da muß ich Ihm Recht geben.

Was habt Ihr denn so zu streiten, Ihr Leutchen, rief Mutter Liebreich zur Thür herein? Ihr werdet Euch doch nicht kurz vor der Mahlzeit ärgern wollen? Ich wollte Euch zum Mittagsbrode rufen.

Allein Liebreich bat, sie möge noch nicht auftragen, er habe sich in der That so ereifert, daß er ohnmöglich etwas genießen dürfe, ohne den größten Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten.

Mutter Liebreich. Je, worüber hast Du Dich denn so ereifert, lieber Mann?

Liebreich. Ei über die Leib und Seele verderbenden Walzer, Hopser und Dreher, die jetzt Mode sind.

Mutter Liebreich. Nun, da kann ich Dir nicht ablegen, ich habe mich letzthin an der Hochzeit im Namen der Tanzenden geschämt, und heimlich geärgert, da ich es so ansehen mußte. Ich bin eine Frau; aber warlich ich hätte mich geschämt, wenn ich mich mit meinem Manne vor den Augen anderer hätte so herum wälzern sollen, geschweige mit einem Fremden. Pfui, die Tänze lasse ich meine Kinder mit meinen Wissen und Willen nicht tanzen. Siehst Du, Minchen, so lieb ich

Dich

Dich habe, aber wenn ich Dich einmal so tanzen sähe, und Du führtest Dich so auf, mein Kind wärest Du gewesen.

Zwölftes Kapitel.

Nun brach der Jakobustag an. Schon zehn Uhr begab sich Liebreich zu seinen Handwerksgenossen, um die Angelegenheiten des Handwerks berichtigen zu helfen. Dabei gieng es denn freilich nicht so ganz ruhig zu, wie dieses häufig der Fall ist, wo viele Köpfe und viele Sinne sind, die nicht immer ihre Vernunft zu Rathe ziehen, sondern nach Eigennutz und andern Leidenschaften handeln. Den meisten Lärm machte Meister Haberecht, ein Mann, welcher den Namen mit der That hatte. Er verlangte, daß alles nach seiner Meinung gehen sollte, und beharrte auf seinem Kopfe, ohne nur auf vernünftige Vorstellungen zu achten. Wurde sein Vorschlag verworfen, und durch die Mehrheit der Stimmen eine andere Einrichtung getroffen, dann protestirte er feierlich dagegen, schlug auf den Tisch, und schrie: Ich

habe

habe doch recht, und will recht behalten. Ich thue das nicht, was Ihr wollt, es mag auch gehen, wie es will. Man redete ihm zu, that Vorstellungen, und bat ihn, doch vernünftig zu seyn. und der Mehrheit nachzugeben; aber alles umsonst. Er wurde um desto hartnäckiger, und fieng an, die andern mit allerlei Grobheiten und empfindlichen Reden zu beleidigen, so daß würklich etliche aus Verdruß fortgiengen, und ihn nachher bei der Obrigkeit verklagten. Die andern wurden ihm gram, und verbanden sich nun um desto mehr gegen ihn. Sein Vorschlag fiel durch, und erreichte folglich seine Absicht nicht. Was hatte er denn von seinem Starrsinn? War sein Betragen vernünftig und billig? **Man darf nicht immer auf seinem Kopfe bestehen, sondern muß bisweilen nachgeben. Nicht Starrsinn, nicht Ungestümm, sondern vernünftige Gründe müssen gelten.**

Endlich schritt man zur Wahl eines Obermeisters, der dieses Jahr Vorsteher des ganzen Handwerks seyn sollte; und siehe da, ganz wider Liebreichs Erwartung fiel die Wahl fast einstimmig, nur wenige ausgenommen, auf ihn.

Das

Das war ihm sehr überraschend; allein er verbat diesmal die Ehre. Lieben Freunde, sagte er, ich danke recht herzlich für das gute Zutrauen, welches Sie gegen mich äußern, und welches mir sehr schmeichelhaft ist; allein ich kann die Stelle vor jetzo noch nicht übernehmen, weil hier Meister Schrein übergangen worden ist. Er ist älter an Jahren und länger Meister, als ich, und ein braver Mann, an dem nichts auszusetzen ist, folglich muß erst dieser die Stelle bekommen, dann will ich sie annehmen. Ihn schlage ich zur Wahl vor. Hier darf weder Freundschaft noch Feindschaft gelten, sondern es muß auf das gesehen werden, was recht und billig ist.

Da ward auf einige Augenblicke eine allgemeine Stille, denn alle Anwesende waren erstaunt über Liebreichen. Gerade dieser Meister Schrein war seit undenklichen Zeiten Liebreichs ärgster Feind, der ihm bei jeder Gelegenheit alles Uebel zugefügt hatte, und Liebreich erwieß sich jetzt so großmüthig, so gerecht, so freundschaftlich gegen ihn. Man muß auch seinen Feinden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sagte er heimlich zu einen ihm zunächst stehenden

Freun-

Freunde, der ihm seine Bewunderung darüber bezeigte. Die übrigen alle mußten dieses Betragen vor ihrer eignen Vernunft billigen, und viele äußerten laut ihre Zufriedenheit mit Liebreichs braver Denkungsart. So gerecht, so billig, sagten sie, sollten alle Menschen an einander handeln! Meister Schrein ward einmüthig zum Obermeister erwählt.

Eine solche Wendung hatte dieser nicht erwartet. Mit heimlichen Groll hatte er diesen Morgen aus den Aeußerungen vieler Meister gemerkt, daß man ihn übergehen, und ihm Liebreichen vorziehen werde. Schon hatte er um deswillen einen neuen und stärkern Haß in seinem Herzen gegen Liebreichen gefaßt, und siehe da, Liebreich hatte die Wahl so meisterlich geleitet. Dieser unerwartete Vorfall brachte ihn ganz aus aller Fassung. Da stand Meister Schrein, und zitterte am ganzen Leibe. Er wollte reden, und konnte nicht. Er warf einen Blick, ach, einen Blick voll Schaam und Reue, und doch auch voll Wohlwollen auf Liebreichen, und Thränen traten ihm in die Augen. Jetzt eilte er auf Liebreichen los, reichte ihm die Hand und rief: Freund, das heißt feurige Kohlen auf Feindes Haupt sammlen.

Ich

Ich habe Ihm Böses erwießen, und Er erzeigt mir Gutes! Das hätte ich nicht erwartet; aber in meinem Leben werde ich das Ihm nicht vergessen; und wenn ich Ihm jemals wieder etwas zu Leide thue, dann soll man nichts mehr von mir halten.

Wie freute sich Liebreich, daß er sich durch sein gerechtes Betragen zugleich aus einem Feinde einen Freund verschafft hatte. Nun, rief er aus, soll das Mittagsbrod recht trefflich schmecken!

Eben meldete der Handwerksdiener, daß die Suppe aufgetragen sey, und man begab sich in den Saal, um sich zu Tische zu setzen.

Schade war es, daß diese Mahlzeit durch einen Vorfall gestöhrt wurde, der das Vergnügen gar sehr unterbrach. Schon beim zweiten Gerichte, es war Rindfleisch und Kohl, entstand ein heftiges Schrecken, denn der alte Meister Nagler wäre beinahe erstickt. Auf einmal wurde er braunroth im Gesicht. Er wollte reden, und konnte nicht, wollte sich übergeben und es gieng nicht, er schluckte und würgte sich, daß die Augen ihm hervor traten, wollte aufstehen, und sank zurück. Im Anfang wußte man sich den Vorfall nicht zu erklären, endlich zeigte der Unglück-

glückliche auf den Hals, und gab durch Geberden zu verstehen, daß er etwas verschluckt habe. So gleich fuhr ein entschloßner Mann ihm mit den Finger in den Mund, und reitzte den Gaum zum Erbrechen, worauf der arme Mann Luft und Leben wieder bekam. Liebreich hatte Fritzen im ersten Augenblick schon zum Herrn Doktor Heilmann geschickt, und dieser trat so eben herein. Er untersuchte den Auswurf, und fand wirklich einen spitzigen Knochensplitter in demselben, den dieser gute alte zahnlose Mann mit hinabgeschluckt hatte, wo er ihm in der Speiseröhre war stecken geblieben.

Das sind, sagte der Arzt, sehr ängstliche und gefährliche Zufälle, an denen man in wenig Augenblicken um sein Leben kommen kann. Denn wenn irgend ein harter Körper so gar durch die Klappe in die Luftröhre kömmt, da ist gemeiniglich alle Hülfe aus. Durch Husten und allerlei Reitzmittel kann man wohl Rauch, Dunst, Schleim, und dergleichen flüchtige und weiche Dinge aus der Luftröhre schaffen, aber keine harten. Hier weiß ich Fälle, daß Kinder Erbsen, Bohnen und dergleichen, womit sie gespielt, wie man es nennt, in die unrechte Kehle, das heißt, in die Luftröhre

ge-

gebracht haben, ohne Rettung erstickt sind. So gar an den Kern einer Weinbeere erstickte einst ein alter berühmter Mann. Man darf daher nie während dem Essen oder Trinken, am allerwenigsten beim Hinabschlucken der Nahrungsmittel, husten, niesen, schnell sprechen, noch athmen. Nicht weniger gefährlich ist es, wenn ein allzugroßer, harter oder scharfer und spitziger Körper, ein Splitter, Gräte, Nadel und dergleichen in den Schlund oder die Speiseröhre kömmt, und sich hier festsetzt. Denn da ist kein ander Mittel, als daß es entweder durch Erbrechen wieder heraus geschafft wird, oder der Wundarzt muß es mit einem langen Fischbein, an dessen Ende ein Schwämmchen befestiget ist, entweder herauf zu ziehen suchen, oder in den Magen hinab stoßen. Im letzten Fall muß man dicken Brei in ziemlicher Menge genießen, Leinöl trinken, und sich vom Arzt ein Brechmittel geben lassen, damit es aus dem Magen geschafft wird, ehe es sich hier oder in den Gedärmen einsticht, wo es leicht Entzündung und gefahrvolle Zufälle erzeugen kann.

Erschrocken kam jetzt der Koch, welcher die Mahlzeit bereitet hatte, und versicherte: Es sey ihm unbegreiflich, wie ein solcher Splitter habe

in die Speise kommen können! Ist jemand, sagte er, ängstlich und besorgt, behutsam und vorsichtig bei der Zubereitung der Speisen, so bin ich es, und das ist jetzt mein Trost. Man hat es aber auch Ursache, und es ist Pflicht, alle Sorgfalt anzuwenden, wenn man bedenkt, wie leicht ein Mensch das Unglück haben kann, durch dergleichen Unvorsichtigkeiten zu sterben. Ich weiß Beispiele davon. Daher leide ich keine Stecknadeln an mir und meinen Leuten in der Küche, weil leicht eine in die Speisen fallen kann; ich seihe die Fleischbrühe sorgfältig durch, ehe ich sie zu den Speisen anwende, und lese die Splitter beim Abwaschen vom Fleische ab, ehe ich es an das Feuer setze. Ich sehe behutsam alles andere, was ich brauche, an, damit nichts giftiges und schädliches dazu kömmt, denn mir sind Fälle genug bekannt, wo oft ganze Familien sich vergiftet haben, indem sie Schierling statt Petersilie, giftige Schwämme oder Würzeln anstatt guten Schwämmen und Wurzeln, Arsenik unter Mehl oder Zucker genossen haben, und unter den fürchterlichsten Schmerzen gestorben sind. Daher beobachte ich auch die größte Reinlichkeit und Behutsam-

hutsamkeit bei den Gefäßen selbst, damit sich kein giftiger Grünspan an das Kupfer oder Silber ansetze. Fett, Oel, oder Säuren lasse ich nie in kupfernen oder zinn- und bleiernen Geschirren lange stehen, weil ich weiß, daß sie die giftigen Bestandtheile aus dem Metalle annehmen, und dann schädlich werden. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine Person sich vergiftete, weil sie einen Fischkopf aß, auf welchem die Nacht hindurch ein silberner Löffel gelegen hatte. Doch muß mir jetzt so etwas begegnen! Desto ruhiger, meinten die Gäste, könne er bei diesem Vorfall seyn; denn nur dann, wenn man sich aller möglichen Vorsichtigkeit bewußt wäre, könne man sich bei entstandnen Unglücksfällen beruhigen. Viele tadelten indeß mit Recht, die oft so unverantwortliche Nachlässigkeit vieler Menschen, die gar nicht daran dächten, was oft für Unglück entstehen könne! Besonders tadelte man die üble Gewohnheit vieler, vorzüglich Frauenzimmer, welche ihre Steck- oder Nähnadeln in den Mund nehmen, wo es sehr leicht geschehen könnte, daß sie sie während dem Sprechen, oder bei einem plötzlichen Niesen und Schrecken hinabschluckten, und welche diese gefährlichen

Sachen überall hinsteckten, wo sie leicht an Speisen fallen, sie an Orten hinlegten, wo sie Kinder finden und verschlucken könnten. Man tadelte den Leichtsinn bei Giften, wo viele den Arsenik, und andere schädliche Dinge zur Vertilgung der Mäuse und Ratten unbehutsam an Orte hinsetzten, wo Menschen sich damit vergiften könnten; und der Arzt gab jeden den Rath: So bald er merke, etwas giftiges genossen zu haben, solle er nur sogleich recht viele warme Milch, Oele und Fette genießen, weil sich in diese das Gift einwickle und dadurch mildere, dann aber sogleich vom Arzt durch Brechmittel und andere Verordnungen das Gift so schnell als möglich aus dem Körper schaffen lassen.

Er sprach noch vielerlei darüber, daß sich Kinder und Erwachsene immer hüten sollten, nichts zu genießen, was sie nicht kennten, und daß es sehr gut wäre, wenn man die giftigen Kräuter und andere schädliche Dinge kennen lerne. Er beantwortete die Frage eines Gastes: Warum es Gifte in der Welt gäbe? damit; daß er versicherte, sie wären zu vielen andern Dingen sehr nützlich, und viele würkten in

klei-

kleinen Porzionen genommen, die aber nur der Arzt bestimmen könne, als wohlthätige Heilmittel; andere wären nur dem Menschen oder gewissen Thieren schädlich, andern Thieren im Gegentheil, vermöge ihrer körperlichen Einrichtung, gesund und heilsam. Denn der liebe Gott habe in seiner Welt nichts, das nicht gut und nützlich wäre. Auf die Frage: Woran man erkennen könne: Ob man etwas giftiges genossen? erwiederte er, daß man dieses sehr leicht bemerken könne, wenn man sich sogleich nach dem Essen sehr übel befinde, z. E. wenn man ein Brennen im Munde, Schlund und Magen, ein starkes Kneipen und Drücken in der Herzgrube, Angst, Würgen, Leibschneiden, Durchfall, Gliederzittern, Ohnmacht und dergleichen ungewöhnliche Zufälle empfinde. Viele Gifte zeigten sich schon im Munde durch einen widrigen Geschmack an, durch Brennen und Auslaufen desselbigen. Es sey daher in jeder Rücksicht immer am sichersten, daß man seine Speisen recht lange im Munde behalte, und wohl durchkäue, weil man dann Splitter und allerlei schädliche Sachen sehr bald entdecken, und entfernen könne. Hierauf gab er noch viele gute Lehren und machte auf Fehler der Lebensart in

diesem Stücke aufmerksam, dann gieng er wieder unter der Anwünschung einer gesegneten Mahlzeit nach Hause.

Dreizehntes Kapitel.

Der Mann hat Recht, sagte Meister Müller, der neben Liebreichen saß, als sich der Herr Doktor Heilmann entfernt hatte. Der Mann hat vollkommen Recht, und ich bin durch ihn auf vieles aufmerksam geworden. Es ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, was ich dem Körper zu seiner Ernährung und Erhaltung zuführe. Schon in Absicht der Beschaffenheit der Nahrungsmittel selbst ist ja ein großer Unterschied. Das Uebermaaß ist auch bei den einfachsten und gesundesten Speisen schädlich, wie vielmehr bei solchen, die nicht gesund sind; und es ist doch immer eine Speise gesünder als die andere. Ein anders ist es im gesunden, und ein anders im kranken Zustande. Obst und Gemüse mag wohl dem Fleische vorzuziehen seyn, und unter dem Fleische ist wieder das Wildprett so

so wie das Fleisch von Thieren, die im Freien leben, gesünder als von zahmen Vieh, daß in eingeschlossenen Behältnissen wohl gar noch dazu mit aller Macht gemästet wird. Von Fischen, sagt man, daß sie frischer Blut, und weniger zur Fäulniß geneigte Säfte geben, als Fett und Fleisch. Vom Genuß der vielen gesalznen Speisen bekommen die Schiffsleute den Scharbock, von allzuvielen trocknen Brod und Mehlspeisen die Kinder Verstopfung, dicke Leiber, Auszehrung, und die sogenannte englische Krankheit; allzuviel genossene braune Butter und Fett befördert den Dumpfen und ist der Lunge nachtheilig. Viel Milch macht Säure und Schleim, und aus so vielen Leckerbissen müßte der Magen wohl selbst nicht wissen, was er machen soll. Wer nun immer, fast täglich, die größten Fehler in der Lebensordnung begeht, nicht mäßig, nicht mit gehöriger Abwechselung und Behutsamkeit sich ernährt, wie kann der gesund bleiben und lange leben?

Ach, rief Liebreich, und das ist es nicht einmal alles. W i e v i e l e s k ö m m t n i c h t a u f d i e A r t u n d W e i s e, a u f d i e U m s t ä n d e u n d b e s o n d e r s a u f d i e G e m ü t h s s t i m m u n g a n, i n w e l c h e r m a n e b e n i s t,

wenn man seine Nahrungsmittel genießen will! Sollte nicht eine Mahlzeit unter guten Freunden und lieben Tischgenossen, vielleicht nach Freund Asmus Weise unterm Apfelbaum, oder dem blauen Himmel, in der schönen Natur, unter heitern Unterhaltungen genossen, weit besser gedeihen, als in einem einsamen oder dumpfigen Winkel unter allerlei schädlichen, heftigen Leidenschaften? Wie kann uns Essen und Trinken gedeihen, wenn wir krank sind, und uns schon der bittre Geschmack im Munde, der Mangel an Eßlust einen Wink giebt, nichts zu genießen, weil es unsere Krankheit nur noch verschlimmert! Wie kann uns eine Mahlzeit gedeihen, wenn wir traurig, in tiefen Gedanken, oder zerstreut sind, und uns ganz abgespannt fühlen? Selbst bei übermäßiger Freude, wo man fast wie der Zornige oder Erschrockne zittert, der ganze Körper belebt und angegriffen ist, das Blut in Wallung durch die Adern strömt, selbst da, glaube ich, ist Essen und Trinken so gefährlich, als sogleich nach heftiger Anstrengung und Erhitzung. Ist es uns nicht gleich, als ob wir Gift genossen hätten, wenn wir etwas auf Aerger zu uns nehmen, und fühlen wir nicht ein Drücken

im Magen, wenn wir etwas auf Ekel genossen? Man sollte sich daher alle Mühe geben, bei seinen Mahlzeiten so heiter und ruhig zu seyn, als es nur immer möglich wäre.

Das sollte man, erwiederte Müller und freute sich, daß er bei Liebreichen eben solche Gesinnungen fand, als er hatte. Traulich ergriff er seine Hand und sagte: Nun beobachte man aber die mehresten Menschen, und wundere sich dann noch, warum ihnen die Speisen nicht gedeihen? Der Mann knurrt vielleicht über das Essen, und ärgert die Frau, die Frau sorgt nicht für gehörige Reinlichkeit der Speisen, des Tischzeuges, der Geschirre, der Kinder und ihres eignen Körpers, und erweckt dadurch Ekel. Die Kinder zanken sich, und neiden einander über einen größern oder bessern Bissen, sind ungezogen und ärgern die Eltern. Die Tischgenossen erzählen ärgerliche, verdrüßliche Auftritte, geben einander Sticheleien und Kränkungen anzuhören, oder machen einander durch schmutzige Erzählungen ekel. Man treibt zum schnellen Essen an, um bald wieder an die Arbeit zu kommen, und schlingt, als ob man nicht genug bekommen könnte.

Liebreich. Und das thun viele, die gleichwohl vom lieben Gott sagen: du sättigest alles, was lebet mit Wohlgefallen. Es ist auch wahr. Der liebe Gott giebt jedem lebenden Geschöpf so vieles Gute; und vom Vogel in Freien, von den Thieren des Feldes kann man auch sagen, daß sie sich mit Wohlgefallen sättigten; man siehet es ihnen an ihrer Munterkeit an. Nur die Menschen geben sich keine Mühe, ihre vortrefflichen Nahrungsmittel auch mit Heiterkeit und Frohsinn zu ihrer Gesundheit zu genießen, sich ihres Lebens und des guten Gottes dabei zu freuen, der ihnen dieses und alles Gute gab.

Müller. Eben dieses Andenken an den lieben Gott im Gebet zu ihm, wozu wir durch unsere Tischgebete ermuntert werden sollen, und welches ganz dazu geeignet ist, uns recht heiter zu machen, und zu allen Guten zu ermuntern, wie wenig wird es dazu benutzt! Man hält es mehr für ein Mittel, Seegen und Ueberfluß von Gott zu erzwingen, als daß man sich dadurch an seine Pflichten erinnern sollte. Da verlangen viele von Gott dem lieben Herrn, er soll ihnen immer mehr bescheeren; und wir sollen doch zufrieden, fleißig und sparsam seyn, so wird uns der liebe

Gott auch unser täglich Brod geben. Sie genießen ihre Speisen oft unmäßig, und verlangen von Gott, er soll es ihnen aus Gnaden nicht etwa lassen schaden. Sind das nicht unbillige Foderungen? Vornehme beten ohnehin meist in der Stille, und oft so nachlässig, daß man es ihnen ansieht, sie haben keinen guten Gedanken dabei. Viele beten gar nicht mehr, als ob sie des lieben Gottes weiter nicht bedürften, und sich wohl gar seiner schämten. Die gemeinen Leute lassen gewöhnlich aus Bequemlichkeit ihre Kinder beten, das heißt, gelernte Worte hersagen und herplappern, welche die Kinder nicht verstehen, und bei denen sich die Alten nichts denken. Das soll ein Gebet, eine Aufheiterung, eine Ermunterung zum Guten seyn!

Liebreich hatte die Gewohnheit, daß er selbst die Gebete und zwar aus dem Kopfe verrichtete, wo er sich mit Andacht und Herzlichkeit immer nach den Zeiten und Umständen richtete. Seine Kinder sollten nur dann erst bei der Mahlzeit, so wie am Morgen und Abend öffentlich beten, wenn sie so weit wären, daß sie, wie er, ihre Gedanken und Empfindungen gegen dieses höchste Wesen im Gebet ausdrücken könnten. Den Gesellen und

Haus=

Hausgenossen war dieses im Anfang sehr auffallend, allein sie fanden es in der Folge sehr erbaulich und zweckmäsig, und viele brachten es dahin, daß auch sie abwechselnd mit Liebreichen laut beteten. Ja Liebreich schrieb es dieser Einrichtung mit zu, daß so mancher liederliche und unordentliche Geselle in vielen Stücken gebesserter seine Werkstätte verließ. Wie gerührt waren sie oft, wenn sie sich ihrer Gesundheit freueten, die ihnen jetzt die einfache Kost würzte, und mitleidsvoll des kranken Freundes gedachten, den nichts labte. Wie vergnügt waren sie, wenn sie vor Gott sagen konnten: Wir haben unser Brod nach deinen Willen durch Arbeit verdient! Wie einig, wie verträglich lebten sie, da sie sich alle als Kinder eines guten Gottes, als Brüder und Tischgenossen einer großen Menschenfamilie ansahen, wo jedes Mitglied sein und der Familie Wohl zu befördern habe.

Vierzehntes Kapitel.

Während der Mahlzeit bemerkte Liebreich, daß Meister Falzer, der ihm gerade über saß, fast

gar nichts, als etwas Brod genoß. Er fragte ihn: Ob er krank sey, oder sich über etwas geärgert habe, daß er nichts essen wolle? und erhielt von ihm die Antwort: Er sey so ekel, daß er von keinen fremden Menschen etwas essen könne, was er sich nicht selbst, oder seine Frau zubereitet habe, denn da wisse er doch, daß es reinlich und ordentlich sey gemacht worden, bei andern aber wisse man oft nicht, wie es bei der Zubereitung der Speisen hergegangen.

Er machte dabei ein sehr widriges Gesicht, und erzählte, wie unreinlich es oft bei vielen Leuten zugehe.

Wenn man so seyn wollte, meinte Müller, da würde man oft übel hinweg kommen, und selten einen Bissen ohne Ekel genießen. Ich denke oft bei mir, sagte er, wie gut es ist, daß uns der liebe Gott nicht so scharfe Augen gegeben hat, wie sie viele Vögel und Thiere haben mögen, denen ein kleines Würmchen oder Körnchen sehr groß vorkommen muß, weil sie es von fern erkennen und finden können. Wie vieles, das wir jetzt mit Appetit genießen, würden wir ohne Widerwillen nicht essen können. Man sehe nur manches durch ein Vergrößerungsglas an, wie abscheulich

sieht

sieht es nicht aus! Würden wir uns wohl den Salat so gut schmecken lassen, wenn wir im Essig die kleinen Aelchen und Würmchen bemerkten, würden wir wohl ein Glas Brunnen trinken, wenn wir die darinnen lebende Würmerwelt sehen könnten? Wie gut ist es, daß wir nicht dabei waren, als manche Butter, Käse, Fleisch, Wurst oder die und jene Leckerei für uns zubereitet wurde, wo es wohl eben so reinlich nicht dabei hergieng. Die allzuekeln Leute finden daher gemeiniglich das meiste verdächtige, eben weil sie gar zu genau alles untersuchen, und sättigen sich selten mit Wohlgefallen.

Liebreich. Wie wollten viele Menschen zurechte kommen, wenn sie allzu ekel wären, denen ihre Geschäfte es nicht anders zulassen, als daß sie widrige Gerüche und ekelhafte Anblicke ertragen müssen. Z. E. die Aerzte und Wundärzte, die sich mit todten und lebendigen ekelhaften Körpern abgeben müssen; Krankenwärter, gewisse Handwerker, und allerlei Geschäftsleute.

Müller. Da thut die Gewohnheit sehr viel.

Ich würde, erwiederte Falzer allenfalls etwas genossen haben, wenn ich nicht etwas widriges

ges in der Suppe gefunden hätte, und durch den Splitter, so wie durch die nachherigen Gespräche wäre ekel gemacht worden.

In der That hatte auch jener Vorfall Gelegenheit gegeben, daß etliche über der Mahlzeit eine Menge ekelhafter Geschichten erzählt hatten, und viele hatten damals schon ihren Unwillen darüber geäußert, weil es ganz unschicklich sey; aber viele Menschen haben eine Art von Muthwillen oder Schadenfreude daran, wenn sie andern durch solche Erzählungen das Essen verleiden, ohne zu bedenken, daß sie manchem dadurch eine gefährliche Krankheit zuziehen können. Man darf niemanden ekel machen. Eben so tadelte man die üble Gewohnheit vieler Menschen, die oft ihre Speisen unschmackhaft bereiten, in unreinen Geschirren vorsetzen, und dann doch mit aller Gewalt zum Genuß derselben nöthigen, ja es als eine Verachtung übel nehmen, wenn man nicht davon genießen will. Ich, sagte Müller, sorge dafür, daß alles reinlich und genießbar sey, und gebe es jedem gern, wer sich aber auf Komplimente verläßt, der kömmt bei mir übel an. Denn ich nöthige niemanden. Ich weiß ja nicht, ob er eben dazu Appetit hat, oder nicht.

Am

Am aller abscheulichsten aber, sagte Falzer, ist wohl die Gewohnheit, wenn Menschen den Auswurf ihrer Natur überall vor den Augen der Menschen, an Kirchen und Palästen, öffentlichen Straßen und an den Wänden ihrer Zimmer absetzen — das Thier verscharrt seinen Unrath in die Erde, oder wählt wenigstens in seinem Behältniß einen abgesonderten Ort dazu; der Hund, der Vogel hält sein Nest reine, aber wahrlich viele unflätige Menschen lernen nicht einmal vom Vieh, was recht und billig ist.

Nur in einem Stück, äußerte Liebreich, bin ich vorzüglich ekel, und zwar darinnen, daß ich mit andern Personen, die ich nicht genau kenne, nicht leicht aus einem Glase trinke, noch weniger aus fremden Tabackspfeifen rauche, oder mit ihren Löffel esse, ehe er sorgfälig gereiniget worden; daß ich ihre Kleidungsstücke nicht anziehe, und nicht in jedem Bette schlafe, selbst beim Kuß bin ich vorsichtig. Ich rathe jedem diese Behutsamkeit zumal an öffentlichen Orten, wo sich allerlei Leute befinden, und bei unbekannten Menschen an. Wie leicht kann man nicht von ihren oft heimlichen und verborgnen Krankheiten dadurch angesteckt

steckt werden, Schwindsucht, Mundfäule und wohl noch schlimmere Krankheiten bekommen.

Nach aufgehobener Mahlzeit traten die vergnügten Meister hie und da in Gruppen zusammen, und unterhielten sich auf das angenehmste mit einander. Das mußte man ihnen nachsagen, daß sie auch im Trinken sehr mäßig gewesen waren, und man sahe jetzt seine wahre Freude an der Einigkeit und Herzlichkeit, die jeder dem andern bewieß. Man sprach von allerlei wichtigen Gegenständen so vernünftig und artig, als man es kaum erwarten konnte. Indeß nahm doch auch das Gespräch nach und nach ein Ende, und es entstand eine Stille, bis irgend jemanden wieder etwas einfiel. Einige, wie Meister Friederich, der das leidige Spiel noch immer leidenschaftlich liebte, hatte sich um vieles früher als die übrigen an einen Spieltisch gesetzt, und sahe schon ziemlich finster aus, denn er hatte bereits in einer Stunde dritthalb Laubthaler in einem noch dazu von der Obrigkeit verbotnen Hazard, oder hohem Wagespiel verlohren. Jetzt kam Freund Müller zu Liebreichen und fragte ihn: Wollen wir denn nicht auch eins zusammen spielen?

Liebreich lächelte, und sagte: Ich finde kein sonderlich Vergnügen am Spiel, und theure Spiele spiele ich gar nicht.

So geht es mir auch, erwiederte Müller, so lange ich etwas nützlicheres in der Welt vorzunehmen weiß, so lange ich Berufsgeschäfte habe, oder ein nützliches und unterhaltendes Gespräch in Gesellschaften geführt wird, da spiele ich nie; allein wenn diese Fälle nicht da sind, wenn ich lange Weile besorgen muß, und die Zeit mit nichts bessern hinzubringen weiß, da denke ich, ist es besser, man spielt irgend ein erlaubtes Spiel; als wenn man nichts weiter thun will, als trinken und Taback rauchen, oder wohl gar die Leute verläumden, alberne Scherze, und sonst Muthwillen treiben.

Liebreich. Ich kann nur wenig Spiele spielen. Was soll denn gespielt werden?

Müller. Kegelspiel auf ein paar Stündchen.

Liebreich. Nun da bin ich dabei; da hat man doch noch eine körperliche gesunde Bewegung; aber unter der Bedingung, daß: erstlich nicht hoch gespielt wird, und zweitens keine eigennützi-

gen

gen und eigensinnigen Spieler unter der Gesellschaft sind, die blos um des Gewinnstes willen spielen, oder denen man es immer nicht recht machen kann.

Müller. Für beides ist gesorgt.

Nun giengen Müller, Liebreich, Falzer und noch sechs andere Meister zusammen hinab in den Garten, und fiengen ein Kegelspiel an. Da gab es mancherlei Spas, und das schwankende Glück gab stets neue Unterhaltung. Als sie am Abend aufhörten, hatte der, welcher am meisten verlohren, zwei Groschen zehn Pfennige eingebüßt. Das war ein Verlust, der noch zu ertragen war, und alle versicherten, daß sie viel Vergnügen dabei gehabt. Allein man hatte keinen Fluch, keine Spötterei und kein ungebührliches Wort dabei gehört, denn es kegelten lauter sittsame Leute.

Funfzehntes Kapitel.

Und wie gieng es denn unter den lieben Kindern her? Auch lustig und vergnügt. Man schäckerte und spielte, und würde noch vergnügter

gewesen seyn, wenn Konrad Schönnert nicht Stöhrungen gemacht hätte. Dieser verlangte durchaus, daß alle sich nach seinen Launen richten sollten. Weil er neue Schuhe anhatte, mit spizigen Schnäbeln, in denen er nicht laufen konnte, sollten die andern einander auch nicht haschen und das Jägerspiel spielen. Er wollte alles allein befehlen und anordnen, und da es sich die andern nicht gefallen ließen, so schimpfte er und machte Hetzereien, wodurch Stöhrungen entstanden. Zu allen diesen unbilligen, herschsüchtigen Foderungen hatte er weiter keinen Grund, als daß sein Vater am besetzten Tische sitze, und reicher sey, als allen ihre Väter; weil er gepudert und frisirt, und am besten geputzt sey, das Klavier lerne, und in die lateinische Schule gehe. Das alles gab ihm aber kein Recht, über die andern zu herrschen; gleichwohl da sie es sich nicht wollten gefallen lassen, so trennte er sich von ihnen, und gieng in den großen Saal, wo er sich im Spiegel besahe, mit stolzer Miene auf- und abspazierte, sich zu den Gesellschaften und Gesprächen der Meister gesellte, in alles redete, alles besser verstehen wollte, und sich sogar erlaubte, den und jenen lächerlich zu machen und auszuhöhnen. Im Anfang ließen

sie

sie es sich gefallen, als er aber immer naseweiser und unverschämter wurde, und an einen spitzigen Mann kam, nahm ihn dieser beim Ermel, und führte ihn zur Stube hinaus mit den Worten: So naseweise Jungen hätten hier nichts zu suchen; wenn alte verständige Leute sprächen, müßten unbärtige Knaben stille schweigen, und warten, bis sie gefragt würden. Ueber diese Beschämung ärgerte sich Konrad gewaltig, schlich die Treppe hinunter, und wollte sich nun wieder zu den Kindern gesellen, die er kurz zuvor unter Schimpfworten verlassen, und von denen er erklärt hatte; Sie wären ihm viel zu schlecht, als daß er sich mit ihnen abgeben sollte. Thaten sie wohl recht daran, daß sie ihn nun mit den Worten abwiesen: Wir waren Dir ja vorhin zu schlecht, nun, da Du oben nicht bist geachtet worden, sollten wir Dir gut satt seyn? aber wir bedanken uns nun auch für Deine Gesellschaft.

Nicht ganz ohne Schwürigkeit gelang es übrigens diesen Kindern, sich zu einem Spiele zu vereinigen, denn jeder schlug sein Lieblingsspiel vor, und suchte die Andern zur Annahme zu überreden. Gegen das Verstecken, Lauschecken und andere wilde und lärmende Spiele protestirten

die meisten wohl mit allem Recht; allein nun blieben endlich noch beide Partheien zwischen dem Jägerspiel und Sprüchwörterspiel getheilt, und man stritte sich eine Zeitlang. Hört, sagte endlich Friedrichs Wilhelm zu Fritzen und seinen Bekannten, es heißt: Der Klügste giebt nach, laßt uns nachgeben, sonst kömmt kein Spiel zu Stande. Wir wollen eine Zeitlang das Jägerspiel spielen, und wenn wir dieses überdrüßig sind, nachher Sprüchwörter. Da fielen ihm alle bei, und riefen: Vivat das Jägerspiel und dann das Sprüchwörterspiel! Nur einer, Blasius Muff, brummte und sagte: Wenn Ihr nicht ein Spiel mit dem Plumpsack spielt, wo man recht drein schlagen kann, so mag ich nicht. Sie redeten ihm zu, sich zu geben, aber er gieng ab.

Nun gieng es im Garten vergnügt her; allein sie sahen bald ein, daß doch auch dieses Spiel nicht das Angenehme hatte, als sie erwartet hatten. Ja, wenn sie auf einer Wiese gewesen wären! aber in einem nicht sehr großen Garten, da konnten die Häschen dem Hunde und Jäger nicht weit entspringen, auch traten sie bisweilen auf Beete, und beschädigten an den Franzbäumen manchen Fruchtzweig, wo sie denn einsahen, daß

man dieses nicht thun dürfe, und so giengen sie bald zum Sprüchwörterspiel über.

Konrad und Blasius hatten ihnen mit verbißnem Grimm zugesehen, und jetzt suchten sie boshaft auch noch einen etwas einfältigen Knaben, der das Sprüchwörterspiel nicht konnte, der Gesellschaft abspenstig zu machen. Mit diesem giengen jene beiden auf den Saal, ließen sich eine Karte geben, und spielten ein erbärmliches Kartenspiel, wobei sie sich unaufhörlich zankten. Bald hob dieser falsch ab, bald spielte jener unrecht aus, bald spielte der unredlich, und das Kleeblatt gieng in kurzem wieder auseinander.

Ungleich vergnügter gieng es unter jenen Spielern zu. Sie hatten sich in zwei Gesellschaften getheilt, welche wechselsweise ein Sprüchwort sehr artig aufführten, welches die Zuschauer errathen mußten. So kam Wilhelm herfür, und arbeitete, andere Knaben kauften ihm seine Waaren ab, und er befand sich sehr wohl. Karl, ein anderer Knabe kam zu ihm, und that, als ob er arm sey, und ihn um etwas ansprechen müßte. Es fand sich aber bald, daß er nichts gelernt und keine Lust zum Arbeiten habe, er wurde also mit

wenigem abgespeiset, und wurde zur Stadt hinaus gewiesen.

Da riethen die andern allerlei. Z. E. Junges Blut, spare dein Gut? Nein — Untreue schlägt seinen eignen Herrn? — Nein — Ich hab's, rief Erdmann; Ein Handwerk hat einen güldnen Boden. — Richtig — da lachte die Gesellschaft, und hatte eine gewaltige Freude.

Nun kam die Reihe an diese Gesellschaft. Sie begab sich in eine Kammer, und bald kamen alle umgekleidet wieder heraus. Einer war ein Kaiser, der hatte einen Federhut, und goldnen Stern auf der Seite, die andern waren seine Minister, Offiziere, Reitknechte und Bedienten. Jetzt thaten sie, als ob sie auf prächtigen Pferden vorüber ritten, dann kehrten sie in einem Gasthofe ein, wo dem Kaiser Wein und Konfekt, den Bedienten aber Bier und Brod vorgesetzt wurde.

Da zerbrachen sich die andern die Köpfe, was das seyn sollte. Endlich kam es heraus: Sie sind nicht alle gleich, die mit dem Kaiser reiten.

So gieng nun das Spiel noch lange Zeit fort, denn es war so abwechselnd und unterhaltend, daß man es so leicht nicht überdrüßig wurde.

 Wäh-

Während dem Spiel waren einige von den vorübergehenden Meistern aufmerksam auf diese kleine Schauspielergesellschaft geworden. Sie blieben stehen, sahen mit Vergnügen zu, und machten es im Saale bekannt. Es währte gar nicht lange, so sammlete sich die ganze Gesellschaft der Väter dieser Kinder um sie herum, und gaben ihrem Spiel den lautesten Beifall. Denn hier gab es weder großen Lärm, noch war Gefahr und Unglück dabei zu besorgen, die Kleider wurden nicht verderbt, es gab keine Prügel, keine Spöttereien und Zänkereien, und überdies wurde dabei das Nachdenken geweckt, der Körper geübt, und mancher Sittenspruch versinnlicht.

Wo ist denn mein Benjamin, sagte einer von den Zuschauern, sehe ich ihn doch nicht? Aber Benjamin war längst verschwunden. Kaum hatten sie davon geredet, als eine gräßliche Figur aus dem Hofe gesprungen kam. Sie hatte eine schreckliche Larve vor dem Gesicht mit einem langen zottigen Bart, eine alte Peruque auf dem Kopfe und einen Pelz um sich gehüllt, eine Ofengabel in der Hand, und machte lauter alberne Possen, Bocksprünge, und dumme Mummereien. Niemand lachte darüber, man war vielmehr un-

willig, daß jene Spiele sollten gestöhrt werden, und der Handwerksdiener mußte die Larve abziehen. Da guckte Benjamin unter der Perüque herfür. Alberner Junge, rief sein Vater, wenn Du nichts klügeres vorzunehmen wußtest, so konntest Du das unterlassen. „Da raffte Benjamin in aller Stille die Larve und seine Pelze zusammen, und verbarg sich voll Unwillen.

Unter allerlei Unterhaltungen gieng für alle der Tag vorüber, und Abends wurde nach der Mahlzeit ein sittsamer Tanz eröffnet, an welchem auch die Weiber und Töchter der Meister Antheil nahmen. Auch dieser gieng ungestöhrt vorüber. Nur Fritzen, Wilhelm und Karlen wurde noch zuletzt durch Büberei Verdruß zugefügt. Sie merkten wohl, daß jene Spielverderber, Blasius, Benjamin und Konrad tückisch herumschlichen, allein, sie ahndeten nichts Arges. Konrad that, als ob er wieder freundlich gegen Fritzen sey, umarmte ihn, streichelte seine Wangen, und stellte sich sehr freundschaftlich. Jetzt erhob sich auf dem Gange ein Poltern, Prügeln und Schreien, und Karl kam mit blutender Nase herfür. Man sprang zu, und siehe da, Blasius hatte ihn im Dunkeln aufgelauret, ein Bein zum Sturz gestellt,

und

und ihn, als er lag, mit einem Plumpsack geschlagen. Jetzt entdeckte man auch, daß Konrad Fritzen schwarz im Gesichte gemacht hatte, und im Saale kam Wilhelm klagend ihnen entgegen, daß ihm Benjamin ein ganzes Glas Bier auf seinen Rock geschüttet. Die boßhaften Buben!

Endlich verlohr sich gegen Mitternacht eins nach dem andern, um sich zur Ruhe zu legen; und es endete sich ein Fest, von welchem lange zuvor so viel war gesprochen worden, worauf sich so viele gefreut und allerlei Anstalten gemacht hatten. Liebreich, der dieses Vergnügen mäßig genossen, und in allen so vernünftig gelebt hatte, legte sich vergnügt zu Bette, und stand am andern Morgen früh heiter und wohl wieder auf. Während der Zeit, wo manche den Rausch noch nicht ausgeschlafen hatten, oder schon öffentliche Belustigungsorte besuchten, weil ihnen die Arbeit nicht schmecken wollte, stand Liebreich schon lange in seiner Werkstatt und arbeitete frisch darauf los.

Sechzehntes Kapitel.

Es schlug neun Uhr, es schlug endlich zehn Uhr, und immer noch war Liebreich allein in seiner Werkstatt. Christian war, wie wir wissen, zu seinen Eltern gereiset, und Heinrich, meinte Jakob, werde wohl seinen Rausch ausschlafen. Der kam, fuhr er fort, diese Nacht gegen zwei Uhr so besoffen nach Hause, daß er von seinen Sinnen nichts wußte. Ich hörte ihn schon die Straße herauf lärmen, bald wollte er singen, bald schimpfte und zankte er, bald schrie er so laut, daß die Nachbarsleute vor Schrecken an die Fenster fuhren. Zwei seiner Kameraden suchten ihn zu besänftigen, und brachten ihn herauf geführt, zogen ihn aus, und legten ihn in das Bette; dann giengen sie fort, und trugen mir auf: Ich solle bisweilen nach ihm sehen. Er schlief ein, aber es währete gar nicht lange, da fieng er an zu ächzen, zu winseln, und sehr ängstlich zu werden. Ich mußte ihm Brunnen holen, und er goß drei Gläser in der größten Hitze hinein. Jakob, Jakob, sagte er zu mir, ich bitte Dich um Gottes willen, werde nicht liederlich, besaufe Dich nicht, und hüte Dich vor dem Tanzen. —

Er:

Erschrocken sprang jetzt Liebreich mit dem Lehrjungen nach der Schlafkammer. Welch ein Anblick! Heinrich lag da in der allerheftigsten Fieberhitze. Das Herz schlug so stark, die Brust hob sich so hoch, daß die Bettdecke bewegt wurde, er athmete so schnell, und doch so beklemmt, wie einer, dem es an Luft fehlt. Das Gesicht war eingefallen, der Mund schwarz, die Glieder zuckten unaufhörlich, und das Bette war so gar, wie Heinrichs Hemde, mit ausgeworfenem Blut befleckt. Lange sah der Kranke Liebreichen mit hohlen starrenden Augen an, ehe er zu sich kam, und sich besinnen konnte. Jetzt erkannte er ihn, breitete seine Hände gegen ihn aus, und rief mit heisrer, hohler Stimme: Ach, ach, ach, Meister, tausend — mal habe ich — die — se Nacht an — Ihn gedacht — wenn ich Ihm gef — olgt wäre. — Das — gottlose — Walzen — das Tan — zen, das Saufen — das — Schwär — men bringt mich um — meine Ge — sundheit, und wohl gar — um — mein — Leben. —

Heinrich, armer Heinrich, rief Liebreich aus, hier ist keine Zeit zu verlieren. Es muß ein Arzt her. Zu wem habt Ihr Euer Zutrauen?

Heinrich. Herrn — Doktor Heilmann. —

Jakob mußte eilig fortspringen, und nach kurzer Zeit war dieser geschickte Arzt am Bette des Kranken. Er untersuchte den Puls, die Zunge, die trockne Haut, das ausgeworfene Blut und alle Umstände genau, und schwieg, nachdem er einige Fragen an den Kranken gethan hatte, als ob er nachdenke.

Während dieser Untersuchung kam einer von den Kammeraden herzu, welche ihn diese Nacht hieher geführt hatte, und von diesem erfuhr der Arzt die näheren Umstände, welche diesen kläglichen Zustand veranlasset hatten. Es ist gar kein Wunder, sagte der Geselle, daß es so gekommen ist. Er hat rasend getanzt; nicht vom Tanzboden ist er gekommen, und auf diese erschreckliche Erhitzung schüttete er immer ein Glas kaltes Bier nach dem andern hinunter. Er schwitzte durch und durch, und trat mit diesem nassen Hemde in die Zugluft, gieng am kühlen Abende aufgeknöpft und in der bloßen Weste im Garten herum, um sich abzukühlen, und als wir ihn alle warnten, lachte er uns aus, und versicherte: das thue ihm alles nichts; er sey es gewohnt, und habe eine Natur, die nicht zu verwüsten sey. Da sieht er es nun, was er sich zugezogen hat.

Jetzt schlug der schlummernde Kranke seine Augen auf, erkannte seinen Freund, und seine erste Frage war: Was macht denn der Anspacher?

Es hat nichts mit ihm zu bedeuten; gab ihm dieser zur Antwort.

Nun, Gott – lob, rief Heinrich, und faltete seine Hände, ich habe rechte Angst – um ihn — gehabt — er lebt noch — aber ich — ach ich — muß ster – ben. —

Man suchte ihn zu beruhigen und mit der Hoffnung zu trösten, daß er wohl wieder genesen könne, wenn er sich ruhig und ordentlich verhalte, aber Heinrich schüttelte mit dem Kopfe, fieng an zu weinen, und legte sich auf die andere Seite.

Man begab sich bis auf Jakoben aus der Kammer, und auf dem Saale erzählte der Geselle noch den weitern Verlauf der Sache. Heinrich, sagte er, wurde sehr bald betrunken, und fieng nun überall Specktakel an; den einen schimpfte, den andern höhnte er, diesem schlug er die Pfeife aus dem Munde, jenem trat er auf die Füße, und, wer ihm vorkam, wurde beleidigt. Er lästerte auf die Obrigkeit, Brüderschaft, und alle Welt. Zum Glück waren die meisten noch nicht betrunken,

ken, sondern so vernünftig, daß sie es ihm als einem betrunkenen Menschen nicht übel nahmen, sonst wäre Mord und Todschlag entstanden. Alle redeten ihm zu, und suchten ihn zu besänftigen. Nun fiel ihm das Tanzen wieder ein, und er foderte ein feines Mädchen dazu auf. Sie schlug es ihm ab, denn wer wollte mit einem Menschen tanzen, der auf keinem Fuße stehen konnte? darüber wurde er ärgerlich, und verließ sie, nachdem er ihr die größten Grobheiten in das Gesicht gesagt hatte. Gleichwohl goß er auf diesen Aerger ein Glas Bier nach dem andern hinunter, wir mochten es zu verhindern suchen, und ihn warnen, wie wir nur wollten. Nach einiger Zeit trat dieses Mädchen mit dem Anspacher im Tanz an, und darüber gerieth Heinrich in solche fürchterliche Wuth, daß er hinter dem Tisch, wo wir ihn fest hielten, plötzlich aufsprang, alles umstieß, was ihm in den Weg kam, und wie ein Rasender auf den Anspacher losstürzte. Ehe wir zufahren konnten, hatte er diesem schon einen solchen Schlag vor den Kopf, und einen zweiten vor die Brust gegeben, daß dieser im Augenblick Blut spie, und niedertaumelte. Nun brachten wir ihn in eine Unterstube in Verwahrung, legten ihn auf

eine Bank, wo er einzuschlafen schien. Allein in unserer Abwesenheit rafft er sich auf, ergreift eine Branntweinflasche, die auf einem Nebentische stand, trinkt etliche Gläser, und springt, da er die Thür verriegelt findet, zum Fenster hinaus. Da fanden wir ihn ohnmächtig liegen, und führten ihn, als er wieder zu sich selbst kam, hieher, wo wir ihn dem Bette übergaben.

Nun konnte sich der Arzt so ziemlich alle die heftigen Zufälle erklären. Er schüttelte mit dem Kopfe, schrieb in Liebreichs Stube einige Rezepte, und machte die nöthigen Verordnungen. Als er mit Liebreichen allein war, erklärte er ihm gerade zu, daß hier seine Kunst und Wissenschaft, allen menschlichen Vermuthungen nach, umsonst seyn werde. Er müßte, sagte er, eine außerordentlich feste Natur, und Lebenskraft genug zum Zusetzen haben, wenn er den neunten oder vierzehnten Tag überleben oder die Krankheit abhalten sollte; und gewissermaßen ist es eine Wohlthat für ihn, wenn er stirbt, denn gesetzt, er käme davon, so bleibt er ein elender, siecher Mensch. Indeß müssen wir nach Pflicht und Gewissen alles thun, und anwenden, was in unsern Kräften steht, um ihn zu erhalten; auch darf es der

Kranke durchaus nicht ahnden, daß es so mißlich mit ihm steht, sonst wird sein Zustand noch elender, und keine Arznei schlägt bei ihm an. Ich sage es Ihm, als einem verständigen Mann, blos im Vertrauen, damit Er seine Maasregeln darnach nehmen kann, in der Hoffnung, daß Er keinen Mißbrauch von dieser Nachricht machen wird.

Liebreich. Was rathen Sie mir, soll ich seinen Seelsorger kommen lassen?

Herr D. Heilmann schwieg eine Weile, dann sagte er: Ich habe nur den Körper des Kranken zu besorgen. — Indessen, wenn Heinrich ihn verlangt, und er sich eben bei so vollen Bewußtseyn befindet, daß er das fassen kann, was dieser ihm zu seiner Ermunterung und Beruhigung sagt, warum nicht.

Wer ist denn sein Beichtvater? fragte er nach einer Weile.

Liebreich. Der Herr Pfarrer Wohlfarth.

Herr D. Heilmann. O, den kenne ich sehr gut. Er ist mein Freund, und ein sehr vorsichtiger und braver Mann, der wird den Kranken nicht durch unbehutsame Ankündigung seines nahen Todes erschüttern, noch durch unzeitige Vorwürfe martern und durch grasse Vorstellungen

ängsti-

ängstigen, sondern ihn zu trösten und zu beruhigen suchen, und ihn ermuntern, sich in seiner Krankheit vernünftig und ordentlich zu benehmen. Wenn Heinrich diesen verlangen sollte, so habe ich gar nichts dawider.

Kaum war der Arzt hinweg gegangen, da mußte Jakob die Rezepte in die Apotheke tragen, und Fritz einen verständigen und braven Mann holen, dem er als Wärter den Kranken mit den Worten übergab: Thue Er an ihm nach Pflicht und Gewissen, es ist sein kranker Nebenbruder. Sehe Er sorgfältig darauf, daß er ganz nach den Verordnungen des Arztes behandelt wird, nicht aus dem Bette springt, nichts unrechtes zu essen noch zu trinken bekömmt, nicht erkaltet, nicht ängstlich noch traurig gemacht wird, und so viel möglich in seiner Ruhe bleibt. Lasse Er nicht jeden, der ihn besuchen will, an sein Bette, und behandle Er ihn mit Schonung und Liebe.

Der Wärter versprach seine Pflicht redlich zu thun, denn: sagte er, ich weiß wohl, daß man oft einen Kranken durch Mangel an Aufsicht und falsche Behandlung wie mit der Hand todtschlagen kann,

aber das Gewissen möchte ich mir nie machen, durch Nachlässigkeit, an jemandes Todte Schuld zu seyn!

Siebzehntes Kapitel.

Liebreich hatte auf Heinrichs Verlangen einen Boten zu seinen Eltern geschickt, um es ihnen melden zu lassen, daß ihr Sohn krank sey, und gegen Abend kam die Mutter mit dem Boten an. Sogleich bei ihrem Eintritt fieng sie bitterlich an zu weinen, und unter Händeringen laut aufzuschreien. Das habe ich gedacht, rief sie, daß es so etwas bedeuten würde; denn es hat mich zeither alle Nächte eine kalte Hand aus dem Schlafe gerüttelt, ich habe von Särgen, Begräbnissen, Zahnausfallen und dergleichen bedenklichen Auftritten geträumt, da glaubte ich, es gehe auf meinen kranken Mann, aber nun sehe ich wohl, was es bedeutet.

Da fiel Liebreichen aller Muth, denn nun konnte er leicht abnehmen, daß er es mit einer vorurtheilvollen Frau werde zu thun bekommen.

Sie ließ es sich durchaus wegen den Träumen nicht ausreden, und bestand darauf, Heinrichen auf einen Karrn zu laden, und nach Hause fahren zu lassen; sein Vater, gab sie vor, wollte ihn vor seinen Tode noch einmal sehen, und sie könne den Kranken desto besser abwarten. Allein Liebreich erklärte, daß er dieses schlechterdings nicht zugeben werde, denn einen Kranken dieser Art dürfe man nicht der Luft und Witterung aussetzen, wenn man seinen Tod nicht beschleunigen wolle. Er wolle schon Vater und Mutterstelle vertreten.

Wo liegt denn mein Heinrich? fragte die Mutter, und wollte sogleich hinauf gehen, aber Liebreich bat sie, sich erst zu erholen und zu beruhigen, damit Heinrich, der ohnedies erst auf ihre Ankunft vorbereitet werden müßte, nicht zu sehr angegriffen und erschüttert werde, und sie ihn nicht durch ihre Aengstlichkeit verzagt mache; auch bat er die Mutter, sich auf den Anblick gefaßt zu halten, denn Heinrich sehe sehr verfallen und etwas gräßlich aus.

Jetzt gieng Liebreich voraus, allein die Mutter trippelte unter Aechzen und Wehklagen sogleich hinter her die Treppe hinauf. Als sie den Kranken sahe, schlug sie die Hände zusammen, und

fieng an laut aufzuschreyen: Ach, daß Gott erbarm, Heinrich, wie siehst Du aus! ach, ach, der muß sterben! ja, ja, so hat er im Traume vor mir gestanden! ich arme Mutter!

Zum Glück schlummerte eben Heinrich so fest, daß er es nicht hörte; als sie ihn aber rüttelte und schüttelte fuhr er aus der Fieberbetäubung auf, und wollte herausspringen. Doch der Wärter hielt ihn zurück, und er fieng an zu fantasiren. Bald tanzte er, bald hobelte er auf der Bettdecke, und redete lauter verworene Dinge. Er kannte niemanden, auch seine Mutter nicht, die er gräßlich anblickte, und sie für eine Erscheinung hielt, die ihn plagen wolle. Die Mutter fiel über ihn her, schrie ihm zu, und erzählte ihm alles, was sie auf dem Herzen hatte, aber umsonst. Liebreich bat sie, ruhigere Augenblicke abzuwarten, behutsam zu seyn, und sich der Gefahr nicht ohne Noth auszusetzen, von seiner Krankheit angesteckt zu werden, aber alles war umsonst; sie trieb ihr Rütteln, Rufen und Schreien ununterbrochen fort. Tausendmal wünschte Liebreich, daß sie nicht möchte gekommen seyn! Indeß, sie war nun einmal da.

Ist denn, fragte sie, sein Herr Beichtvater schon bei ihm gewesen?

Noch nicht, war Liebreichs Antwort. Heinrich hat ihn noch nicht verlangt, und da er gar nicht bei sich ist, niemanden kennt, so wüßte ich nicht, was dieser gute Mann bei ihm sollte?

Mutter. Ei, der hätte zu erst sollen geholt werden, der hätte ihn gewiß entweder gesund oder in den Himmel gebetet!

Liebreich. Ich habe aber erst den Herrn Doktor Heilmann holen lassen, den er verlangt hat, und dieser hat Anstalten zur Wiederherstellung seiner körperlichen Gesundheit gemacht.

Da that die Mutter gewaltig ängstlich, und Liebreich entfernte sich voll Unmuth aus dem Krankenzimmer, nachdem er zuvor den Wärter ernstlich gebeten, darauf zu sehen, daß mit dem Kranken nichts unrechtes vorgenommen werde.

Lieber Gott, dachte er bei dem Herabsteigen bei sich; was verlangen doch oft unüberlegte Menschen von dir! was für Unmöglichkeiten wollen sie durchs Gebet von dir ertrotzen! Heinrich hat sich selbst durch seinen Leichtsinn, Unmäßigkeit und seine Leidenschaften krank gemacht, und nun sollst du auf einmal auf fremdes Gebet diese Krankheit

aufheben, die doch ihre Zeit und ihren Gang gehen muß, aufheben sollst du die Krankheit, die entzündeten Theile wieder sogleich herstellen, die Galle aus Blut und Säften schaffen, ohne daß man die ordentlichen Mittel anwenden will, wodurch der Natur in ihren Würkungen geholfen wird; du sollst das, was die Menschen schlimm machen, sogleich wieder auf ein Angstgebet gut machen; welche unsinnige Foderung an deine Weisheit und allmächtige Güte! In den Himmel, zum Aufenthalt der tugendhaften Seelen, der seligen Frommen sollst du auf bloße Fürsprache anderer einen Menschen aufnehmen, ohne erst zu untersuchen, ob er sich für jenes Leben geschickt, und für jene Seeligkeiten empfänglich gemacht hat! — Er faltete seine Hände, sahe empor und rief: Gott, dein Wille geschehe auch mit Heinrichs Krankheit! wir wollen thun zu seiner Genesung was wir können, wie wir es vor dir, dem Allwissenden, und vor unsern Gewissen verantworten mögen; uns soll seine Krankheit zu vielen Guten ermuntern, von vielen Bösen abschrecken! ruhig wollen wir den Ausgang erwarten.

Am andern Morgen bald früh gieng die Mutter zu aller Freude wieder nach ihrer Heimath, um, wie sie vorgab, ihren kranken Mann zu sehen und ihm Nachricht zu bringen, versprach aber, bald wieder zu kommen. Liebreich bemerkte bei ihrem Fortgehen unter ihrer Schürze ein Glas mit einer hellen Flüssigkeit, und ahndete schon, was sich auch Abends bei ihrer Rückkehr bestätigte. Mit einem lauten Schrei stürzte sie in Liebreichs Wohnstube, weinte und rief: Nun ist es mit Heinrich aus, nun ist alles umsonst, er muß fort!

Liebreich fragte: Woher sie denn dieses mit solcher Gewißheit bestimmen wollte?

Da machte die Mutter eine bedenkliche Miene, zog Liebreichen etwas auf die Seite, und sagte: Je nun, als Mutter muß ich doch alles anwenden, was ich kann, und es an nichts fehlen lassen, was in meinem Vermögen steht, um Hülfe zu schaffen, damit ich mein Gewissen verwahre. Ich bin daher diesen Morgen bald früh mit dem Wässerchen (sie meinte Heinrichs Urin) bei Meister Schufeln gewesen; das ist ein Wunderdoktor, der sagt es einem gerade heraus, wie es mit einem Kranken steht, und sieht es dem Wässerchen an,

 wenn

wenn auch einem Menschen die Krankheit in der Wade steckt. —

Man kann leicht denken, wie Liebreichen bei dieser Nachricht zu Muthe wurde. Was, unterbrach er sie, bei Meister Schufeln den Strumpfwürker seyd Ihr gewesen, dem so genannten Sockendokter? bei dem Pfuscher, dem Quacksalber, dem Menschenmörder, der werth wäre, daß er am nächsten Galgen hieng? Dem liederlichen Mann, dem kein Fabrikant ein Pfund baumwollen Garn anvertraut, weil er schlechte Arbeit liefert, gewissenlos und untreu ist, wollt Ihr das Edelste Eures Kindes, sein Leben anvertrauen? zu ihn, der vielleicht nicht weiß, wo der Magen liegt, wie viel Häute er hat, wollt Ihr das Zutrauen haben, daß er Kenntniß von den Krankheiten, ihren Kennzeichen und Heilmitteln besitze? und das nennt Ihr Euer Gewissen verwahren? Nun so bewahre der liebe Gott alle gute Menschen für so einen verwahrten Gewissen!

Nach einer Weile fragte Liebreich die betretene Mutter; was denn der Wunderdokter angegeben, und von der Krankheit geurtheilt habe?

Mutter. Er besahe das Wässerchen, fragte mich nur ein paar Worte, und erzählte dann die

Krank-

Krankheit just so, wie sie bei Heinrichen ist, Hitze, Mattigkeit, Angst, Irrereden, und alles; dann schüttelte er den Kopf, und sagte bedenklich: Es ist ihm eine Verstopfung auf die Nerven gefallen, und in der Herzgrube (sie zeigte nach der rechten Seite) da sitzt ein alter Schaden, der ist aufgebrochen. Er wird schwerlich davon kommen. — Wenn ihm gleich wäre zur Ader gelassen worden, oder Ihr wäret zu mir gekommen, in zwei Stunden hätte er wieder davon laufen sollen.

Liebreich hatte zu kämpfen, um seinem höchsten Unwillen über diesen Unsinn, diese abscheuliche Pralerei, diese Unverschämtheit zu unterdrücken. Was fragte er Euch denn? fuhr er nach einen Weile fort.

Mutter. Wie gesagt; er fragte mich gar nicht viel. Da ich hinkam, lag er noch im Bette, und ich mußte warten, bis er aufgestanden war. Er hatte ein altes Weibsbild bei sich, ein treuherziges, ehrliches Weib, das fragte mich zehnmal mehr um alle Umstände, als er, und beklagte mich herzlich, weinte die bittersten Thränen mit mir, und da sie hörte, daß es so gefährlich mit meinem Sohne sey, gieng sie sogleich in die Kammer, sprach ein langes mit ihrem Herrn, und weckte ihn. —

Lieb-

Liebreich. Da haben wir es ja — und erzählte dem listigen Herrn alles, was sie von Euch erst in aller Einfalt ausgelockt hatte. — Was gab er Euch denn für einen Bescheid und für Arzneien?

Mutter. Ich will Euch nicht um das Geld bringen, sagte er, denn nun wird schwerlich Hülfe und Rettung seyn. Doch hier habt Ihr ein Pulver, das gebt ihm ein, und seht, ob er darauf ruhig wird; dann könnt Ihr ihn von diesen edlen Tropfen geben, aber die sind theuer, da kostet mich jeder Tropfen selbst einen Groschen, allein Ihr sollt mir vor alles nicht mehr, als sechszehn Groschen und neun Pfennige geben. Schlägt das nicht an, dann braucht nur weiter gar nichts, denn da ist der Groschen verlohren, den Ihr für etwas anders ausgebt.

Liebreich nahm die Pulver und das Gläschen mit den edlen Tröpfchen in Verwahrung, und zeigte es dem Herrn D. Heilmann, als er kam. Dieser untersuchte das Pulver, und sagte: Es ist Opium darunter in ziemlich starker Dosis. —

Liebreich. Opium, wovon man sich todt schlafen kann, wenn man viel davon einnimmt?

Hr.

Hr. D. Heilmann. Ganz recht, allein in schwacher Gabe würkt es Betäubung und Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, der Kranke verfällt davon in einen angenehmen Schlummer, und eben daher bedienen sich die Pfuscher desselbigen, um nur den Leuten weiß zu machen: Die Arznei habe gut angeschlagen, und dem Kranken Ruhe verschafft. Allein davon wird die Krankheit natürlich nicht gehoben, sondern nur für kurze Zeit unterbrochen, und kömmt alsdann mit verstärkter Heftigkeit zurück, denn das Opium greift die Nerven entsetzlich an. Die edlen Tröpfchen bestehen aus den stärksten geistigen Dingen, die bei dieser Krankheit Oel in das Feuer gießen, und den Tod beschleunigen würden.

Da nahm Liebreich beides, und warf es dahin, wo Gifte nicht mehr schaden können; der Mutter aber versicherte er, daß er sie nicht wieder in sein Haus lassen werde, wenn sie noch einmal zu diesen Mörder gehe. Sie wollte sich zwar mit dem entschuldigen, daß man sein Gewissen verwahren, und alle unr mögliche Mittel versuchen müsse, allein Liebreich erklärte ihr, daß es nur Mittel seyn müßten, die die gesunde Vernunft billige. Er zeigte noch demselben Tag den Vorfall

bei

bei der Obrigkeit an, die schon oft diesem heimlichen Mörder bei hoher Strafe das Kuriren verboten hatte, denn sie schätzte das Leben ihrer Bürger zu hoch, als es von solchen Unkundigen aufopfern zu lassen. Da nun Schufel abermals gegen dieses Verbot gehandelt hatte, so kam er nach etlichen Tagen öffentlich an den Pranger. Ueber ihm war eine Tafel befestiget, folgendes Inhalts:

Dieses ist Kilian Schufel. Er trieb sein erlerntes Gewerbe schlecht und liederlich, und kam dadurch in Armuth, nun will er sich damit helfen, daß er Menschen kurirt, wovon er doch nichts versteht. Viele einfältige Leute hat er schon um Geld, Leben und Gesundheit auf die gewissenloßeste Weise gebracht. Zur Warnung steht er hier. Wer künftig wieder Arznei bei ihm holt, zahlt drei Thaler als Strafe an das Allmosenamt, und Kilian Schufel kömmt, wenn er wieder kurirt, auf Lebenszeit in das Zuchthauß. Und das von Rechtswegen.

Achtzehntes Kapitel.

So gern es Liebreich gesehen hätte, wenn die Mutter von dem Krankenbette ihres Sohnes hinweg geblieben wäre, wo sie gar nichts nütze, wohl aber durch ihr verkehrtes Betragen unsäglich viel schadete, so konnte er es doch nicht ganz verhindern, da es ihr Kind war. Das einzige, was noch in seiner Macht stand, war dieses, den Krankenwärter desto wachsamer zu erhalten, damit nichts heimlich verdorben würde. Gleichwohl, bei aller Aufsicht und Wachsamkeit war etwas vorgegangen, welches die Krankheit verschlimmern und Heinrichs Tod beschleunigen konnte.

Eines Abends gegen vier Uhr wurde der Kranke auf einmal ganz außerordentlich ängstlich. Er konnte auf keiner Stelle ruhig bleiben, warf sich herum, wollte herausspringen, warf die Decke von sich, und riß vor Angst seine Kleider aus einander. Ein heftiger Schweiß, der nicht natürlich war, trat hervor, und stand in großen Tropfen auf seiner Stirn. „Das ist der Todesschweiß," rief die Mutter, und rang die Hände.

Der Wärter sprang herab, und rief Liebreichen, den Umstand zu untersuchen, und dieser ahndete sogleich, daß etwas vorgefallen seyn müsse, obgleich niemand etwas davon wissen wollte. Heinrich klagte über innerliche Angst, Stechen in der Seite, Drücken in der Herzgrube, und bat um Hülfe, denn es wolle ihm das Herz abdrücken.

Der Arzt wurde augenblicklich geholt, und nun kam man bei genauer Untersuchung auf die Spur. Die Mutter hatte den Augenblick benutzt, wo sich der Wärter entfernt hatte, und zwar — um ihren Sohn zu laben. Sie hatte ihm ein Stückchen Schweinsbraten, Mandeltorte und ein Gläschen versüßten Wein, der noch dazu verfälscht war, aufgedrungen, um ihn zu laben und zu stärken. Der arme Kranke hatte es in der halben Betäubung hinunter geschluckt, und mußte nun so empfindlich dafür büßen; denn blos daher kam dieser erschreckliche Zufall.

Die Mutter, welche nun wohl einsahe, daß sie dieses verursacht hatte, wollte jetzt vor Angst vergehen, und Liebreich sagte mit verbißnen Unmuth: Das sind die Folgen davon, wenn man seine Kranken zur Unzeit laben und stärken will. Man labe sich doch lieber mit seinen

Freunden in gesunden Tagen, wo man das Angenehme empfindet, als in Krankheiten, wo ohnehin der Geschmack verdorben, die Eßlust verschwunden ist, und wo das kostbarste Labsal als Gift würket.

Ich dachte, sagte die Mutter, ich wollte ihn stärken, er hat nun seit vier Tagen kein Krümchen über seine Zunge gebracht, wo wollen denn die Kräfte herkommen?

Gute Frau, erwiederte der Arzt, wenn ein Körper in Krankheiten keine Kräfte zuzusetzen hat, so ist er ohnehin verlohren, denn in Krankheiten kann er keine Kräfte sammlen, wenn er auch noch so viel essen und trinken wollte. Gerade das würde ihn höchst schädlich seyn. Wo kann denn ein kranker, schwacher und verdorbener Magen solche Nahrungsmittel verdauen? und eben weil sie nun unverdaut im Magen liegen, erregen sie Angst, Drücken, und verderben Blut und Säfte noch mehr. Das Blut ist ohnehin durch den Fieberreiz der Nerven in großer Erhitzung und Wallung, wenn ich nun durch Wein und hitzige Getränke das Blut noch mehr erhitze, so muß ja das Fieber heftiger und die Krankheit gefährlicher

werden! Das darf man ja nicht thun; denn eben der Mangel an Eßlust, der bei dem Kranken sich einfindet, ist ein Wink seiner Natur, daß ihm jetzt Nahrungsmittel mehr schädlich als nützlich sind. Der menschliche Körper kann in Krankheiten sich viele Wochen lang blos bei Wasser und Arzneien erhalten, ohne zu verschmachten, und nicht wahr, wenn die Krankheit gehoben ist, dann stellt sich der Hunger von sich selbst wieder ein, und der Körper kömmt bald wieder zu Kräften, weil er nun die Nahrungsmittel desto besser wieder zum Nahrungssaft verarbeiten kann? Freilich muß dann der Genesene um desto behutsamer seyn, daß er seinen noch schwachen Magen nicht auf einmal zu sehr überladet, und seinen starken Hunger mäßigen; er muß dann lieber öfterer, aber immer nur wenig, und nur leicht verdauliche Speisen genießen, bis er nach und nach stärkere vertragen kann, sonst ist er der Gefahr ausgesetzt, eine neue Krankheit zu bekommen, die dann um desto gefährlicher ist, weil seine Kräfte noch nicht zureichend sind, eine neue Krankheit abzuhalten.

Er machte einige Verordnungen zur Erleichterung des Kranken, und entfernte sich. Liebreich, der ihn hinab begleitete, ärgerte sich noch immer über diese Unbesonnenheit, und sagte: Wenn nun unter solchen Umständen ein Kranker schlimmer wird, anstatt sich zu bessern, wenn er früher stirbt, als er bei besserer Behandlung gestorben wäre, dann wird es den Aerzten schuld gegeben, dann haben diese es versehen! ist das nicht unverantwortlich? Wo kann denn der geschickteste Arzt mit aller Mühe das wieder gut machen, was durch solche Fehler einiger Augenblicke verschlimmert wird; was diese in einem Tage bauen, das reißt man in einer Minute wieder nieder!

Lieber Freund, erwiederte der Arzt, an solche Auftritte sind wir Aerzte schon längst gewöhnt. Alle üble Zufälle, die man durch Fehler in der Behandlung des Kranken herbeigeführt hat, kommen auf unsere Rechnung. Wenn man nur oft noch so aufrichtig wäre, und sie uns anzeigte, so wüßten wir uns doch zu finden, allein man verschweigt sie uns sorgfältig, und so werden wir oftmals irre geführt, daß wir uns dergleichen Zufälle gar nicht erklären können. Wir werden zuletzt selbst gegen

unsere Arznei mißtrauisch, und glauben, sie habe das nicht gewürkt, was wir von ihr erwarteten, wodurch die Kur oft aufgehalten und gestöhrt wird. Viele brauchen neben unsern Arzneien noch Hausmittel, und alles, was ihnen gerathen wird, ohne uns darüber um Rath zu fragen. Wird dann das Uebel ärger, so müssen wir die Schuld auf uns nehmen. Gewiß, lieber Mann, es würde um manchen Kranken besser stehen, wenn man ihn ganz uns überließ, und redlich und offen den Arzt behandelte. Gott weiß es am besten, wie oft uns dergleichen Auftritte in unserm Beruf mißmuthig und traurig machen, und uns um die Freude bringen, Menschenleben gerettet zu haben!

Neunzehntes Kapitel.

Erst am Abend gegen neun Uhr ließ dieser angstvolle Zustand des Kranken etwas nach. Er wurde ruhiger und fieng an einzuschlummern. Die Mutter und der Wärter mochten ebenfalls eingenickt seyn, und Liebreich war auch im Begriff,

sich mit den Seinigen schlafen zu legen. Da erhob sich auf einmal ein starkes Gepolter oben auf dem Saale, wo des Kranken Zimmer war. Nach einer Weile hörte er etwas die Treppe herunter trappeln, wimmern und rufen, und eben kam ihm die Mutter zitternd und bebend entgegen. Ach, das Unglück, das Unglück, schrie sie, und rang die Hände; Nun ist es ganz vorbei mit unsern Heinrich; nun ist kein Umkehren! Es hat Anzeichen gethan.

Was wäre es? Anzeichen? erwiederte Liebreich. Gepoltert hat es, aber weiter nichts.

Mutter. Nun ja doch, das sind ja eben die Anzeichen. Das bedeutet meinen kranken Mann, oder den Heinrich. Hat Er es denn nicht gehört? Wir sitzen in allen Guten am Bette, und ich hänge so meinen Gedanken nach. Auf einmal geht draußen eine Thür auf, und klappt wieder zu; dann schleicht etwas ganz leise wie ein Mensch mit bloßen Füßen auf dem Saale an unsrer Kammerthür, thut drei klägliche Schreie, und nun ist es wieder stille. Nach einer Weile that es plötzlich einen entsetzlichen Klapp und es erhob sich ein Gepolter, als ob die Decke einfallen wollte, daß wir, ich und der Wärter, hoch auffuhren.

Mir fiel gleich Heinrich ein — endlich schöpften wir uns ein Herz und der Wärter leuchtete mit dem Lichte hinaus, aber wir sahen nichts, und hörten nichts.

Das Anzeichen, sagte Liebreich, muß ich heraus haben, ehe gehe ich nicht zu Bette. Laßt uns untersuchen.

Nun gieng alles auf den Saal. Man durchsuchte alles, durchspührte alle Winkel und fand nichts, alles stand noch in seiner gehörigen Ordnung. Halt, die Thür auf den Gang war angelehnt, der Wärter hatte sie Abends nicht wieder zugeriegelt. Man klappte, gerade so war es gewesen; allein, wie war das Gepolter entstanden? Kein Wind war gegangen, niemand Fremdes im Hause!

Man gieng nach Heinrichs Schlafkammer. An der Thür stand ein Tisch, auf welchem die Mutter ihren Handkorb gesetzt hatte. Sie wollte ihn eben mit hineinnehmen, damit ihr nichts entwendet würde, und öffnete aus Besorgnis und Neugierde den Deckel, sahe hinein, und rief: Wo ist denn meine Wurst und mein Schweinebraten hin, den ich darinnen hatte?

So wenig es Liebreichen lächerlich um sein Herz war, so konnte er sich jetzt nicht das Lächelns enthalten, auch schien er nun auf der Spur zu seyn. Dort oben, rief jetzt Fritz, der aufmerksam gemacht sich nun überall umsahe, dort oben sitzt der Anzeicher; Rappel, unsere Hauskatze. Da saß würklich Rappelchen mit funkelnden Augen auf dem Kleiderschrank, und verzehrte seinen Raub. Nun machte man das Anzeichen vollkommen nach. Man tappte auf den Tisch, der klappte, weil das Tischplatt nicht recht eingerichtet war. Eben so hatte der Kranz des Kleiderschrankes gerasselt, als Rappel hinauf gesprungen war, und eine leere hölzerne Schachtel war auf der Seite des Schrankes auf eine Lade gefallen, daß es schien, sie sey dort hingesetzt worden. Alles dieses war in der stillen Nacht noch graulicher vorgekommen, und folglich war alles ganz natürlich. Gleichwohl ließ sich die Mutter das Anzeichen nicht ausreden.

Ich möchte nur wissen, fuhr Liebreich fort, wozu in der Welt Anzeichen geschehen sollten? Jeder erfahrne Arzt kann ja ohnehin schon beurtheilen, ob eine Krankheit gefährlich ist oder nicht; und wem soll denn eine

sichre Anzeiche des gewissen Todes im voraus helfen? Dem Kranken? der wird gemeiniglich, wie der schlummernde Heinrich, nichts davon gewahr; und das ist auch recht gut; denn es würde ihn ja nur ängstlicher und trauriger machen. So einer wäre so schlimm daran, als der Missethäter, dem einige Tage zuvor sein Todesurtheil angekündigt wird, und der nun weiß: Auf den Freitag lebst du nicht mehr! ja noch schlimmer, denn dieser kann noch auf Begnadigung hoffen, der Kranke aber wüßte nun gewiß, Gott habe ihm seinen unvermeidlichen Tod dadurch angezeigt. Für einen, wie für den andern wäre nun die Zeit zur Bekehrung und Besserung zu kurz, und bei ihrem körperlichen so wie bei ihrem Gemüthszustande unmöglich. Also zu welchem Endzweck? Um sein Testament zu machen? **Man mache doch lieber sein Testament in gesunden, heitern und ruhigen Tagen, damit man in Krankheiten ruhig seyn kann!**

Was kann aber uns eine solche Anzeiche nützen? Sehen denn wir nicht den Zustand des Kranken vor Augen, um uns allenfalls auf seinen Tod vorzubereiten? Ist es nicht besser, wir leben noch einige Tage in der Hoffnung mit ihm, daß

er

er noch genesen könne, als daß wir uns um seinen Tod härmen, ehe er kömmt? War uns der Freund theuer, so wird uns sein Tod eben so sehr erschüttern und betrüben, ob wir ihn vier Tage oder vier Minuten voraus ahndeten; oder sollen wir ihn nun vernachlässigen, da wir ein sichres Anzeichen haben, daß alle Hülfe umsonst ist? Das wäre unverantwortlich. Doch vielleicht würden wir ihn noch diese kurze Zeit recht genießen, und uns satt mit ihm sprechen? Genieße doch eines jetzt unsern Heinrich! Genieße deine Freunde, weil du mit ihnen noch lebest und gesund bist, und dann lasse sie in Krankheiten in Ruhe. Kurz, ich sehe auch nicht den geringsten Grund und Nutzen von solchen Todesanzeichen ein, und würde sie doch nicht glauben, wenn ich auch schon nicht immer die natürliche Ursache derselben entdecken könnte.

Liebreich begab sich hierauf mit seiner Familie zu Bette. Als sie vor Heinrichs Schlafkammer vorüber giengen, fiel Fritzen der Abendgedanke des guten Asmus ein:

Gott, laß uns ruhig schlafen,
und unsern kranken Nachbar auch.

Da traten allen die Thränen in die Augen, und herzlich wünschten sie ihrem kranken Hausgenossen eine ruhige Nacht. Ach, sagte Mutter Liebreich, auch den Kranken ist der Schlaf eine wohlthätige Einrichtnng! da verschläft er so manche böse Stunde, und verschlummert die Zeit, bis sich entweder die Krankheit wendet, oder der lange Schlaf ihn die müden Augen sanft und auf immer verschließt!

Der arme Heinrich hatte eine unruhige Nacht; das Fieber, welches am Abend gewöhnlich stärker ist, ließ ihn erst gegen ein Uhr in einen matten Schlummer versinken. Bedenklich zuckte der Arzt am Morgen die Achseln, und schien den neunten Tag zu erwarten.

Zwanzigstes Kapitel.

Endlich kam der neunte Tag, und der Kranke war unterdessen von Tag zu Tag schwächer geworden. Kein einziges von den angewandten Heilmitteln war von der Natur unterstützt worden, und man sahe sehr deutlich, wie die Lebens-

kraft sich immer mehr verminderte. Die Entzündung in der Lunge mochte noch weiter um sich gegriffen haben, und hie und da schon in Eiterung übergegangen seyn. Der Odem des Kranken wurde immer kürzer und schwächer, schneller und ängstlicher hob sich die Brust, und Heinrich konnte sich vor Schwäche nicht mehr aufrichten, noch ohne Hülfe sich im Bette herum legen. Zum Glück schien er wenig von seinem Zustande zu ahnden und zu empfinden, denn er verfiel aus einem matten Schlummer in den andern, und der Arzt selbst bat, man möge ihn nun ganz in Ruhe lassen, da er diesen Tag wohl nicht überleben werde.

Gegen Abend stellte sich zu aller Verdruß Heinrichs Mutter wieder ein, welche einige Tage abwesend gewesen war. Sie traf den Kranken schon ohne Bewußtseyn an. Sein Gesicht war ganz verfallen, auf der Stirn standen kleine Tropfen kalten Todesschweißes. Schon fieng er zu röcheln an, und bald schien er das Härteste überstanden zu haben. Da begieng die unbesonnene Mutter einen Streich, durch welchen sie ihn zu neuen Quaalen in das Leben zurück rief. Mit Ungestüm fiel sie über den schlummernden Ster-

benden her, rüttelte ihn, und schrie ihm wehkla=gend in die Ohren: Heinrich, Heinrich, ach, daß Gott erbarm, du stirbst ja! Willst du uns denn verlassen! He, Heinrich, kennst du mich denn gar nicht mehr? Ich bin ja deine Mutter. Dein Vater läßt dich grüßen; wache doch nur noch ein=mal auf, daß ich mit dir reden kann!

Da sahe man recht augenscheinlich, welche gewaltsame Empörungen bei diesem Sterbenden vorgiengen. Gleich einem Müden, der schreck=haft aus einem sanften Schlummer aufgerissen wird, und sich nicht ermuntern kann, so riß Hein=rich die schon halb geschloßnen und gebrochnen Augen wieder auf, und warf starre, große Blicke auf die Umstehenden. Ach der so eben ganz leise verlöschende Funke des Lebens war grausam wie=der angefacht worden, und nun traten die trau=rigsten Zufälle ein. Er wollte sprechen, und konnte nicht, wollte sich aufrichten, und es ge=brach ihm die Kraft dazu. Nun kamen fürchter=liche Konvulsionen, das Gesicht verzog sich, alle Glieder zuckten, das Herz hob die Brust hoch empor, und Todesangst wühlte durch den ganzen Körper. Man konnte den Leidenden nicht ohne Jammer sehen.

Liebreich weinte helle Thränen, und blickte mit Unwillen das Weib an. Armer Dulder, sagte er leise, jetzt würdest du sanft entschlummert seyn, und hättest nun alles überstanden; wir haben alles gethan, um dir deine Leiden zu erleichtern, und den Todeskampf zu lindern, nur deine eigne Mutter hat dich zu neuen schrecklichen Kämpfen erweckt! Sie mag es verantworten.

Die Mutter sahe diesem angstvollen Kampfe zu, weinte, und rief: Ach, er hat gewiß noch etwas auf dem Herzen, daß er nicht ersterben kann! Heinrich, rief sie, hast du noch was, so sage es mir. Hast du etwa Geld vergraben?

Liebreich mußte seine Besonnenheit zusammen nehmen, um sich hier zu mäsigen, und seinen höchsten Unwillen nicht ausbrechen zu lassen, um den Sterbenden nicht noch mehr zu stöhren. Er brauchte seinen ganzen Ernst, dieses unbesonnene Weib von weitern Ausbrüchen abzuhalten, und sie auf einige Zeit vom Bette zu entfernen. Er wich nun nicht von Heinrichs Seite, ach, aber dieser arme Sterbende mußte nun erst noch viel ausstehen. Von Abends fünf Uhr an bis des Nachts zwölf Uhr währte dieser ängstliche, konvulsivische Zustand; nachher wurde er allmählig

wieder

wieder ruhig, und die Schwäche nahm überhand, alle Kennzeichen des sich nähernden Todes traten wieder ein.

Wer hätte es denken sollen, daß die Mutter eine neue Grausamkeit begehen würde? und doch geschah es. Plötzlich sprang sie auf, als sie diesen Zustand bemerkte, riß im Augenblick die Kopfkissen und Pfühle hinweg, daß des Sterbenden Haupt tief hinab sank, und der Mund röchelnd sich öffnete. Sie schlug einige Kreutze und murmelte etwas vor sich hin.

Liebreich fuhr schnell zu, und entfernte die Mutter, hob Heinrichs Haupt leise empor, und ließ durch dem Wärter die Kissen sanft wieder unterschieben. Abscheuliches Weib, rief er, was wolltet Ihr beginnen?

Mutter. Je nun, ich wollte ihn niedrig legen, daß er bald seiner Marter los würde.

Liebreich. Euer Kind wolltet Ihr früher morden, ehe es Gott selbst von der Erde nimmt? Auch der Augenblick vom Leben, den man dem Sterbenden auf solche gewaltsame Weise raubt, ist abscheulicher Mord! Ist es nicht grausam! Erst schreit

Ihr

Ihr den armen Entschlummerten wieder auf, und nun wollt Ihr ihn noch ersticken.

Mutter. Ja du lieber Himmel, es ist bei uns die Gewohnheit so.

Liebreich. Abscheulich ist diese Gewohnheit, die der Unverstand verantworten mag! Barmherziger Gott, wie gehn doch Menschen mit ihren sterbenden Brüdern um! Du bist so milde und lässest in der Seele des Kranken den matten Funken von Hoffnung zum Leben nur erst mit seinem Tode verlöschen, lässest es ihn oft nicht ahnden, daß seine Auflösung so nahe ist, aber unvorsichtige Menschen sind so grausam, ihm seinen Tod mit Zuversicht anzukündigen. Du sendest dem Sterbenden seinen Abschied im leisen Schlummer, aus welchem ihn seine Freunde stöhren; sie schlagen ihn erst mit schädlichen Quacksalbereien und vergeblichen Labsalen halb tod, und, wenn er nicht bald genug stirbt, dann ersticken sie ihn. Laß mich einst nicht, laß doch keinen deiner Menschen einst wieder unter solchen mörderischen Grausamkeiten sterben!

Liebreich konnte nach langer Zeit diesen Vorfall nicht vergessen. Es ist doch schrecklich, sagte

er zum Wärter, so etwas zu unternehmen. Wo wissen denn dergleichen unvernünftige Menschen, ob es wirklich mit einem solchen Schwachen ganz aus ist? Hat man nicht Beispiele genug, daß viele, die man schon für halb tod gehalten, die selbst die Aerzte aufgegeben haben, die in äußerster Schwachheit lagen, sich gleichwohl wieder erholt haben, und gesund geworden sind? Wenn man diesen nun auch das Kopfkissen hinweg gezogen hätte, wären sie nicht erstickt und um ihr Leben gekommen? Wie mancher mag nicht schon auf diese Weise seines Lebens seyn beraubet worden!

Jetzt rollte sich die Blässe des Todes schnell von der Stirn über Heinrichs Gesicht herab, noch ein Seufzer, und — Heinrich war entschlafen. —

Die Mutter entfernte sich, der Wärter fachte das Licht an, Liebreich stieg leise auf, und näherte sich dem Bette, legte seine Finger auf Heinrichs Gesicht, blickte empor, und rief, indeß ihm die hellen Thränen aus den Augen herab rollten: Gott laß es diesen Abgeschiedenen wohl seyn, in besserer Welt!

Seine Stimme erstickte die Wehmuth, er mußte sich erst ausweinen, dann ergriff er sanft

die kalte Hand des Entschlafenen, drückte sie und sagte: So lebe denn wohl, Du unser zeitheriger Mitgenosse im Leben! Du hast mir redlich gedient, habe Dank. Wohl uns, wir thaten uns nichts zu leide.

Jetzt begab sich Liebreich nach seiner Schlafkammer, um seinem guten Weibe und Kindern diese traurige Nachricht behutsam beizubringen, ehe sie durch das Geräusch aufgeschreckt würden. Er trocknete seine Thränen von seinen Augen, und nahm eine ruhige Miene an. Sie erwachten bei seinem Eintritt, und ihr erstes Wort war: Was macht Heinrich? Wohl, antwortete er, er ist jetzt entschlafen. — Da weinten sie alle, schluchzeten, und riefen: Der gute Heinrich — er hat es nun überstanden!

Sie stiegen aus ihren Betten, und kleideten sich an.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Liebreich suchte Heinrichs Mutter überall auf, allein er fand sie nicht. Endlich gerieth er

auf die Vermuthung: Sie werde sich in einem einsamen Winkel recht ausweinen; und darinne wollte er sie nicht stöhren, denn er wußte, daß es uns dann leichter um das Herz wird, wenn wir uns erst ausgeweinet haben. Aber wie sehr irrte er sich, als nach einiger Zeit die Hausthür aufgieng, und Heinrichs Mutter mit einer alten Frau herein trat. Sie sprachen beide ziemlich ruhig zusammen, als von einer ganz gleichgültigen Begebenheit, und stiegen die Treppe hinan. Liebreich folgte ihnen nach, und kaum war das Weib — es war die Todtenfrau — in der Kammer angekommen, als sie ihre Schürze ablösete, ihre Jacke auszog, und sich mit der größten Eilfertigkeit über den Leichnam her machte. Schon wollte sie das Deckbette abwerfen, und schon war sie im Begriff, Heinrichs Mütze in ihre Tasche zu stecken, als Liebreich fragte: Was denn das werden solle?

Je nun, erwiederte die Todtenfrau, ich will ihn abwaschen und anziehen.

Liebreich. Und er ist sicher noch nicht einmal kalt. Gerechter Gott, wie geht man mit Menschen um! Erst fallen sie unter die Mörder, und dann unter die Räuber; unter Menschen, die nicht bald genug ihre Hab-

seligs

seligkeiten bekommen können! — Den Augenblick setzt ihm die Mütze wieder auf, und laßt ihn zugedeckt ruhig im Bette liegen.

Hm, brummte das Weib, wenn er erst kalt und starr ist, dann mag ihn ein anders anziehen, aber ich nicht.

Liebreich. Gut, so giebt es andere Leute, und im Nothfall bin ich da. Man wird doch hoffentlich nicht auf den einfältigen Gedanken kommen, mit einen Todten Prunk zu machen, und ihn zum gräßlichen Anblick der Lebendigen ausstellen wollen? In ein Leichentuch wird der Körper gewickelt, und dann in aller Stille begraben, damit ist es gut.

Indeß trat die Mutter zur Kammer herein, und schien bei den letzten Worten große Augen zu machen. Sie that, als trockne sie ihre trocknen Augen aus, und reichte der Todtenfrau weiße Wäsche, um sie dem Verstorbenen anzuziehen. Dann sahe sie Liebreichen an, und fragte: Ob denn Heinrich nicht mehr Geld hinterlassen habe, als diese paar halbe Gulden in dem ledernen Beutelchen?

Liebreich erwiederte etwas empfindlich: Was er denn für Rechenschaft geben könne und

 solle,

solle, wo Heinrich sein Geld hingebracht habe? Er habe sich Kleider und allerlei angeschafft, habe auf dem Tanzboden viel Geld aufgehen lassen, und könne also wohl nicht viel mehr übrig haben.

Die Mutter gieng mit Kopfschütteln zu einem Stuhle, auf welchem Heinrichs Kleider lagen, durchsuchte alle Taschen sorgfältig, und fand in den Beinkleidern noch einen Geldbeutel. Wie heiterte sich ihr Gesicht über diesem Funde auf! da wird's seyn, rief sie, und hob ihn in die Höhe. Allein die Freude währte nicht lange, denn als sie das Geld ausschüttete, war sehr viel Kupfergeld dabei, und in allen etwa zwanzig Groschen einzeln darinnen. Sie durchschüttelte den Beutel noch einmal, kehrte alle Taschen um, und durchsuchte die Näthe der Weste so wie den Bund der Beinkleider, ob irgendwo Geld eingenähet sey, allein es fand sich nichts. Ei, ei, rief sie aus, das reicht ja nicht für den Sarg hin, geschweige für die übrigen Begräbnißkosten; und ich dachte gestern noch — hier fieng sie wieder etwas zu weinen an — ich wollte ihn von seinem Gelde recht schön in ein Todtenkleid mit Schleifen einlegen lassen, und dann sollte er am Tage mit dem großen

Ge-

Geläute begraben werden, aber so — hat er denn noch Lohn stehen?

Liebreich empfindlich. Kömmt mir es doch vor, als ob Ihr mißtrauisch gegen mich und meine Leute wäret? Wir sind ehrliche Menschen, und ich habe mit Heinrichen gerechnet, ehe er auf den Tanz gegangen ist.

Die Mutter zur Todtenfrau. Sagte ich es doch gleich, da er nicht ersterben konnte; er hat noch etwas auf dem Herzen, er hat Geld verborgen.

Wollte Gott, erwiederte Liebreich, er hätte weiter nichts auf seinem Herzen gehabt, als dieses!

Er gieng zum Wärter, der am offnen Fenster den Anbruch des Morgens erwartete, um sich zu zerstreuen. Lieber Gott, sagte dieser, und schüttelte den Kopf, wenn mir ein Kind stürbe, ich wüßte nicht, ob ich mich sogleich um solche Sachen bekümmern könnte!

Die Todtenfrau wollte alle Fenster aufreißen, allein Liebreich ließ nur das offen, durch welches man zeither frische Luft in das Krankenzimmer geschafft hatte, und dessen Zug nicht den Leichnam berührte. Als diese sich auf der Mutter Geheiß von neuem zu dem Todten begab, erklärte endlich

Liebreich gerade zu. Heinrich sey bei ihm gestorben, und er habe zeither als Vater an ihm gehandelt, also wolle er auch jetzt noch im Tode an seinem Leichnam die Pflichten erfüllen, die jeder vernünftige und gute Mensch seinem Verstorbnen schuldig sey. Er sey Herr in seinem Hause, und lasse sich sein Recht nicht nehmen. Diese Leiche hier, sagte er mit allem Ernst, bleibt zugedeckt und unberührt im Bette liegen, bis der Arzt kömmt, und untersucht, ob er würklich todt ist; dann wird sie geöffnet, und den Tag darauf in aller Stille begraben.

Die Mutter schrie zwar hoch auf, und protestirte dagegen, daß sie ihr Kind nicht aufschneiden lasse und drohte, bei der Obrigkeit zu klagen. Geht nur hin, sagte Liebreich, ich werde sogleich nachkommen, um mir eine obrigkeitliche Person zum Untersuchen und Versiegeln des Nachlasses und Besorgung des Begräbnisses zu erbitten, damit Ihr nicht denkt, ich wollte mich bereichern. Da Heinrich noch lebte und fühlte, martertet Ihr ihn, jetzt da er todt ist, und nichts mehr empfindet, sträubt sich Euer Unverstand gegen das so heilsame Oeffnen der Leiche; aber es wird sich schon geben.

Der

Der Krankenwärter mußte noch bei der Leiche wachen, bis am Morgen, und öfters nach ihn sehen Die Weiber giengen fort, und Liebreich begab sich in die Wohnstube zu seiner traurigen Familie.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Hier war alles so still und öde, so verstöhrt und schauerlich, wie in einer Todengruft, jedes saß einsam in einem Winkel der Stube, in welche nur erst der grauende Morgen einige Hellung warf, alle schluchzeten und weinten über den abgeschiedenen Hausgenossen, der bei manchem seiner Fehler ein guter, aufrichtiger Mensch gewesen war, wie ein Kind an dieser Familie gehangen, und von ihr war geliebt worden. Liebreich setzte sich still und in sich gekehrt auf einem Stuhl, und hieng mancherlei Betrachtungen nach. Wie bald, wie geschwind, dachte er, kann oft eine große Veränderung in einer Familie vorgehen, wie bald ist es doch um uns Menschen geschehen! Vor

zehn Tagen freuten wir uns alle auf das Jakobusfest, und heute — Ach, die Menschen sollten gut und einig mit einander leben, sie wissen ja nicht, wie lange sie so zusammen sind!

Wahrscheinlich hatten die andern ähnliche Betrachtungen angestellt, jedes hatte sich wohl den Fall gedacht, wie traurig es ihm seyn würde, wenn ihm der andere entrissen würde, denn sie waren alle gerührt und weich. Lieber Gott, unterbrach Liebreich die Stille, uns ist Heinrich weiter nichts angegangen, als daß er eine Zeitlang unser Hausgenosse war, und gleichwohl thut er uns so wehe, weher, als, wie es scheint, seiner Mutter. Wohl uns, daß wir ihn so geliebt haben, und er sich in allen Guten von uns getrennt hat. Ach, es muß ein schwerer nagender Gedanke seyn, von einem Abgeschiedenen besorgen zu müssen, er habe Unwillen gegen uns mit hinüber genommen!

Wir wollen denken, fuhr er nach einer Weile fort, Heinrich sey gewandert, an einen Ort gegangen, wo es ihm wohl geht. — Ja er ist gewan-

wandert. — Ihr Lieben, wir wandern auch einmal von einander.

Alles schluchzete laut auf, sie fühlten das Hinwegwandern.

Da trat Liebreich unter sie, küßte sein liebes Weib, drückte seine Kinder und rief, indem er ihnen die Hände reichte, die sie küßten und drückten: Kommt, laßt es uns bei dieser Gelegenheit einander heilig versichern, es uns herzlich vornehmen: Wir wollen uns lieben, uns Gutes erweißen, wo wir können, und einander das Leben versüßen. Können wir wissen, wie lange es uns vergönnt ist, zusammen zn seyn?

Da fuhr der erste Strahl der Morgensonne durch das Fenster, und beleuchtete eine rührende Szene, als wolle sie den heiligen Bund der Liebe bezeugen. —

Indem öffnete sich die Stubenthür, und Christian trat mit einem heitern guten Mor—gen herein, allein der Morgen erstickte fast in seinem Munde. Sein Gesicht verzog sich, er sahe, was er nicht gewohnt war, lauter nasse, rothgeweinte Augen, lauter traurige Gesichter, und gleichwohl fehlte kein Glied der Familie. Was ist das?

rief er bestürzt. Liebreich gieng heiter auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und sagte: Guten Morgen, lieber Christian, seid Ihr gesund wieder angekommen?

Fritz und Minchen. Willkommen lieber Christian.

Mutter Liebreich. Wie geht es Euren Eltern? habt Ihr rechte Freude angerichtet?

Aber Christian war wie betäubt, und konnte auf nichts antworten, stumm und starr sahe er von einem auf das andere, endlich rief er noch einmal mit zitternder Stimme: Was ist es denn nur?

Seyd ruhig, Lieber, antwortete Liebreich, Ihr sollt alles erfahren. Unser Heinrich ist krank worden — seit dem Tanze — sehr krank wurde er — und heute Nacht — (er zwang sich, es so gefaßt als möglich zu sagen) — ist er von der Erde gegangen.

Da quollen häufige Thränen aus Christians Augen, und rollten die Wangen herab. Heinrich ist gestorben, rief er, Heinrich, mein guter Freund! Lieber Gott, wer das hätte sagen sollen, als wir vorige Woche von einander Abschied nahmen: Wir sehen einander nicht wieder!

Man weinte von neuem, und erzählte nun alles ausführlich. Christian wollte sogleich zur Kammer, um den Leichnam zu sehen, allein Liebreich bat ihn, erst auszuruhen, und sich zu fassen. Man wollte ein Frühstück genießen, allein es vergieng allen die Lust dazu; Christian sollte von seiner Reise erzählen, und er vermochte es nicht. Nur Heinrichs Mutter war im Stande, den Kaffe, der ihr gereicht wurde, mit aller Ruhe zu verzehren. Liebreich verglich dieses Benehmen, und obigen Auftritt wegen dem Gelde mit seiner und der Seinigen Stimmung, und sagte: Gott, laß uns doch nie unsere Neigungen ganz auf das Sinnliche und Irdische heften, wir möchten sonst unsere natürlichen Gefühle verläugnen, wohl gar unterdrücken!

Nach einiger Zeit gieng die ganze Familie hinauf, um die Leiche zu sehen. Wie weich wurden sie alle bei diesem Anblick! Da lag er, der zeitherige Hausgenosse, zwar blaß und bleich, eingefallen und hager mit geschlossenen Augen, aber mit einer so heitern ruhigen Miene, wie ein Müder, der sanft eingeschlafen ist. Der Tod mußte ihn leise, ohne Schmerz überfallen haben. Da

sieht

sieht man, sagte Liebreich, daß der Tod an sich selbst nicht so fürchterlich ist, als sich ihn die Menschen im Leben vorstellen. Er überfällt den Sterbenden, wie den Müden der Schlaf. Nur die vorhergegangenen Schmerzen und Zufälle der Krankheit sind das schlimmste, was er abhalten muß, und zum Glück empfindet er auch sicher das alles nicht so sehr, als wir denken, wenn wir seine Zuckungen, seine Unruhe und Angst sehen. Er liegt in einer Betäubung des Fiebers, die Schwäche nimmt überhand, und ladet zum Schlummer ein. Der Körper zuckt zwar unter dem Krampfe der innern Zerrüttung, aber die Empfindungen sind schon gehemmt, die Sinne stumpf und gefühllos, die gebrochnen Augen, matt und dunkel, erkennen den Freund nicht mehr, der am Bette weint, jedes Geräusch dringt nur schwach in das dumpfe Gehör, zuletzt schwindet alles dahin, dem Sterbenden wird wohl, weil aller Schmerz aufhört, er schläft sanft ein, und seine Seele entflieht.

Christian trat näher, ergriff Heinrichs Hand, drückte sie leise und sagte: Bruder, du bist nun in der Herberge, und wir auf der Wanderschaft. Lebe wohl, vergiß mich nicht. Wohl

uns,

uns, wir haben wie Brüder gelebt, haben manches Vergnügen mit einander genossen, und uns nie ein böses Wort gegeben. Treffen wir uns einst wieder an, dann werden wir uns recht freuen können. Habe dank für deine Liebe!

Jakob sahe mit starrem Blick die Leiche an, und bebte. Siehe her, rief ihm Liebreich zu. Was sagte der gute Heinrich in der ersten Nacht beim Ausbruch seiner Krankheit? „Was du thust, werde nicht liederlich," sagte er. Siehe, er ist ein trauriges Opfer seines jugendlichen Leichtsinnes geworden. Denke an ihn, stelle dir ihn oft in diesem Anblick vor, wenn auch dich künftig die Sinnlichkeit zu Ausschweifungen verführen wollte.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft des Arztes unterbrach sie. Es ist Ihnen eingetroffen, lieber Herr Dokter, sagte Liebreich; Heinrich hat diese Nacht nicht überlebet. Sie haben gethan, was Sie konnten, und wir alle sind Ihnen für Ihre Mühe nebst unserer

Er-

Erkenntlichkeit, auch unsern herzlichen Dank schuldig.

Der Arzt näherte sich dem Bette, und fragte: Wenn er gestorben sey? Diesen Morgen gegen zwei Uhr, war die Antwort. Und er liegt noch in aller Ruhe in seinem Bette? sagte er, und sahe Liebreichen bedenklich an. Freund, fuhr er fort, dergleichen vernünftige Behandlung ist mir noch nicht viel vorgekommen. Gewöhnlich fällt man schon über den Verstorbenen her, ehe kaum der letzte Odemzug vorüber ist, und nach einer halben Stunde liegt er auf Stroh, oder noch schlimmer, mit Händen und Füßen auf ein Bret oder eine Thür angebunden in einem finstern Gemach, ohne untersuchet zu haben, ob er auch wirklich tod ist oder nicht. Nun müssen Schreiner, Nähweiber und Todtengräber über Hals und Kopf arbeiten, damit er recht bald unter die Erde kömmt. Gott mag am besten wissen, wie mancher schon bei solcher Behandlung lebendig begraben worden ist!

Liebreich. Eben deswegen habe ich mich allen jenen Mißhandlungen männlich widersetzt; denn, ich läugne es nicht, ist mir eine Vorstellung fürchterlich, ängstlich, erschrecklich, so ist es die,

leben-

lebendig begraben zu werden, und dann wohl im Sarge wieder zu erwachen; zu erwachen in der Dunkelheit des Grabes; in dem engen Behältnisse zu liegen, wo man sich nicht regen, niemand den errufen, sich nicht befreien kann; Hunger, Durst, Angst, und wer weiß, was für Quaalen abzuhalten, und den Tod ohne Hoffnung einer Errettung erwarten zu müssen, was muß das nicht für ein grauenvoller Zustand seyn! Sagen Sie mir nun, lieber Herr Dokter, was halten Sie davon: Ob wohl Menschen im Grabe wieder erwachen?

Herr Doktor Heilmann. Daß bei der gewöhnlichen Behandlungsart der Verstorbenen mancher lebendig begraben wird, der blos todt zu seyn scheint, das glaube ich ganz gewiß; und schrecklicher ist ohnstreitig der Zustand solcher, die in ausgemauerten Gräbern, Gewölben und Erbbegräbnissen liegen, wo sie sich allenfalls aus dem Sarge, aber nicht aus dem Grabe befreien, und niemanden ihr Erwachen anzeigen können. Diese stehen ohnstreitig längere Quaalen aus, weil sie mehr Luft um sich haben, als in Gräbern der Erde.

Er erzählte hierauf eine Menge Beispiele, wo man nach Jahre langer Eröffnung solcher Gewölber

wölber die Erwachten in Winkeln auf ihren Särgen in dem kläglichsten Zustande todt gefunden. Sie haben sich, sagte er, für Angst das Fleisch von den Händen und Füßen abgenagt, um sich zu ernähren, ihre Adern aufgebissen, um ihr Blut zu trinken, oder sich zu verbluten. Ja man hat einst einen noch lebendig aber ganz elend und abgezehrt gefunden, der die feuchten Ausdünstungen der Mauren aufgeleckt, und sich davon ernährt hat.

Da schauderte allen, und sie konnten die Erzählungen kaum abhalten.

Diejenigen, fuhr H. D. Heilmann fort, welche in frische Erde kommen, können zwar sehr leicht, wenn noch ein Lebensfunke in ihnen ist, auch in einem solchen Grabe wieder erwachen, und zwar um desto leichter, weil sie gemeiniglich aus der kühlen Luft ihres zeitherigen Aufenthaltes in die mildere Luft der Erde kommen, welche man für sehr gesund hält (daher vor einiger Zeit in England die Erdbäder Mode wurden); allein, diese, glaube ich, leben und leiden nicht lange. Denn wie bald ist nicht die wenige im Sarge eingeschlossene Luft, die sie umgiebt, theils durch ihr Athemholen, theils durch ihre Ausdünstung zur Stickluft geworden, in der sie ohnmöglich lange

aus-

ausdauren können, sondern in kurzen betäubt werden, und vergehen. Indeß ist doch auch die kürzeste Zeit schon fürchterlich genug, welche ein solcher in diesem erschrecklichen Zustande verleben muß. Diese Gräber werden freilich nie eher wieder geöffnet, als bis alles zum Staube verweßt ist, und daher weiß man leider die traurigen Opfer nicht, die hier dem schmählichen Todte geweihet wurden.

Mutter Liebreich. Sagen Sie mir nur, lieber bester Herr Dokter, giebt es denn gar kein ganz sichres und untrügliches Kennzeichen des würklichen Todtes?

Keines, erwiederte der Arzt mit Achselzucken, als, die würklich eingetretene innere Fäulniß des Körpers, die seine Auflösung anzeigt und seine allmählige Zerstöhrung bewürkt. Diese Fäulniß äußert sich, wenn die innern Theile der Nasenlöcher, des Mundes und der Lippen schwärzlich werden, die Gegend des Körpers, worauf der Kranke gelegen, blaulicht anläuft, und endlich auf der Haut braune, blaulichte, schwärzliche und gelbgrüne Flecken zum Vorschein kommen; wenn der Todte übergeht, der Leib aufläuft, und der süßliche Leichengeruch anfängt in einen faulen

Gestank überzugehen. Besonders auch die Oeffnung und Erweiterung des Mastdarms. Diese Kennzeichen sollten schlechterdings erst abgewartet werden, ehe man einen Verstorbenen begraben will; und auch diese sollte und kann niemand besser beurtheilen, als ein Arzt, oder sonst ein erfahrner Mann, dergleichen eigentlich überall angestellt seyn sollten, um die Leichen zu untersuchen; denn, wie gesagt, auch diese Kennzeichen sind oft täuschend. Es können blaue Flecken vom Schlagfluß und andern Zufällen herrühren, mancher Kranke riecht während der Krankheit schlimmer, als im Tode, u. d. gl. Wo indessen alle, oder die mehresten Kennzeichen vorhanden sind, da ist auch die größeste Gewißheit des würklichen Todtes. Diese Fäulniß stellt sich freilich bei mancher Leiche früher, bei mancher nach vier, fünf Tagen erst ein, daher läßt sich auch nicht bestimmen, wie viele Tage der Todte über der Erde bleiben soll. Es kömmt hier vieles auf Jahreszeit, Witterung und die Krankheit des Verstorbenen an.

Liebreich. Sie sagen: Die Zeit seiner Beerdigung lasse sich nicht bestimmen, weil sie von Umständen abhange, und gleichwohl heißt es bei

jeder

jeder Leiche: „den und den Tag soll sie begraben werden,“ ohne nach jenen Umständen zu fragen!

Eben so, fuhr der Arzt fort, giebt es Krankheiten, von denen man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit glauben kann, daß der an ihnen Verstorbne würklich todt ist, z. B. diese, und wo überhaupt schon während der Krankheit Fäulniß sich geäußert hat, wo nach einem langen Krankenlager, nach würklich augenscheinlich vorhergegangenen Todeskampfe, der Tod erfolgte; aber bei weiten die meisten Zufälle, wo der Mensch äußerlich todt zu seyn scheint, verdienen die größte Behutsamkeit, denn es kann einer ganz kalt, steif, und von todtenbleichen Ansehen seyn: Athemzug und Puls ist entweder ganz unmerklich, oder gar unterdrückt; er kann schwer seyn, weil er sich nicht helfen kann, seine Augen können gebrochen, sein Mund offen, sein Körper ohne allen Reiz seyn, und doch ist vielleicht noch Leben in ihm. Man hat Zufälle, wo ein Mensch in einer Art von Starrsucht liegt. Er hört und sieht alles, was vorgeht, und ist gleichwohl nicht vermögend von innen auf seinen Körper zurück nach außen zu würken, ein Glied zu regen, oder nur irgend ein Zeichen seines Lebens von sich zu geben. Es

giebt Ohnmachten, die viele Tage anhalten können, und doch ist der Mensch nicht todt, sondern kann in das Leben zurückkehren, wenn er nicht durch falsche Behandlung völlig getödtet, sondern durch Rettungsversuche der schwache Lebensfunken wieder angefacht wird.

Liebreich. Stand doch vor einiger Zeit in der Nationalzeitung, daß ein Matrose, in England, der in die Themse gefallen, und für todt und ertrunken gehalten wurde, am fünften Tag wieder lebendig worden.

H. D. Heilm. Eben daher muß man doppelte Vorsicht bei solchen Personen anwenden, die in Ohnmachten liegen, vom Schlagfluß oder Blitz gerührt wurden, überhaupt bei Ertrunkenen, Erstickten, Erwürgten, Erfrornen, Erschlagnen, Gestürzten, und solchen, die an Verblutungen, oder Nervenschwäche, Krämpfen oder plötzlichen Zufällen gestorben zu seyn scheinen, und sie durch anhaltende Versuche, die endlich bekannt genug sind, wieder zu beleben suchen. Man reibe ihren Körper mit Tüchern und Bürsten, tauche ihre Hände, Arme und Füße nach den Umständen in kaltes oder warmes Wasser, begieße das Gesicht mit kalten Wasser, um Leben und Bewegung des

Blu-

Blutes wieder hervor zu bringen, man blase Luft in die Lunge, und drücke den Unterleib um die Brust sanft und abwechselnd, halte flüchtigen Salmiakspiritus vor die Nase, oder Essig, oder sonst einen stärkenden Balsam, gebe reitzende Klystire, blase Tabacksrauch in die Gedärme u. d. gl. Wenn indessen alles das nichts hilft, so muß man doch den Todten nicht ganz vernachlässigen, noch mit seiner Beerdigung eilen, sondern erst die Spuren seiner würklichen Fäulniß und Auflösung erwarten.

Christian. Da hat mir die Einrichtung gefallen, die mir von Weimar erzählt worden ist. Dort haben sie auf dem Gottesacker ein Leichenhäuschen gebaut, in welchem zwei Stuben sind. In der einen wohnt der Todtenwärter, in die andere wird die Leiche gesetzt, als ob sie begraben würde. Dieses Zimmer wird luftig und im Winter bei gelinder Wärme erhalten. Die Leiche liegt offen im Sarge, und der Wärter muß oft nach ihr sehen, ob sie nicht etwa ein Zeichen des Lebens von sich giebt. Des Nachts werden ihr Schnuren um die Hände gebunden, welche in das andere Zimmer gehen, wo sie an Glöckchen befestigt sind, damit der Wärter es hören kann, wenn sich

etwa der Tode des Nachts bewegen sollte. Hier bleibt die Leiche so lange stehen, bis sich die Fäulniß einstellt, wo sie dann in aller Stille beerdiget wird.

Mutter Liebreich. Das ist ja eine vortreffliche Einrichtung: die sollte man überall nachahmen, da ist man doch sicher, daß niemand lebendig begraben wird.

Liebreich. Wenn man doch nur einstweilen zum wenigstens den heilsamen Vorschlag des Herr Pfarrer Sikler in Kleinfahnern im Gothaischen allgemein befolgte. Man soll, räth dieser würdige Mann, den Deckel des Sarges nicht zunageln, sondern ihn nur leise befestigen, damit ihn der erwachende Todte mit leichter Mühe herab werfen könne, oder die Leiche unbedeckt einstweilen in das Grab senken, und es nicht zuscharren lassen, sondern offen erhalten. Oben auf das Grab würde dann ein viereckigter brettener Kasten, in Form eines gedoppelten Wetterdachs mit einem Fenster versehen, gesetzt, daß weder Luft noch Regen in das offne Grab eindringen könnte. Im Fall der Todte wieder erwachte, so könnte er sich doch helfen. Nach etlichen Tagen würde noch einmal genau nachgesehen, und wenn die Leiche

würklich todt geblieben, der Deckel aufgesetzt, das Grab zugeworfen, und das Dach zum fernern Gebrauch aufgehoben. So könnten die Begräbnißcerimonien auf gewöhnliche Art gehalten werden, und doch würde das Lebendigbegraben verhindert.

Hr. D. Heilm. Allerdings sollten die Menschen mehr Sorgfalt auf ihre Verstorbnen verwenden, als leider jetzt gewöhnlich geschieht, denn auch den Todten sind wir diese letzten Pflichten schuldig. Hierauf versprach sich Liebreich und seine Familie in Gegenwart des Arztes feierlich, daß, wer den andern überlebte, dafür sorgen wolle, daß der Verstorbene nicht lebendig begraben würde, und er ein anständiges Begräbniß bekomme. An ein kostbares, prachtvolles Begräbniß, vergebliche Trauerkleider, theure Leichensteine und dergleichen wollen wir, sagte Liebreich, keinen Heller wenden, denn das hilft keinen nichts. Wir werden einander in unsern Herzen besser betrauren, als viele, die eine tiefe Trauer anlegen, wobei es ihnen nicht um das Herz ist, oder die den Verstorbenen äußerlich sehr betrauren, den sie vielleicht in seinem Leben genug gemartert, wohl gar gemordet haben. Waren wir

gute Menschen, so wird sich auch unser Andenken ohne eine oft erlogne, goldne Innschrift auf dem Leichenstein lange erhalten. Um die schönen Bohlen zum Sarge wäre es Schade, sie können zu einen nützlichern Gebrauch für Lebende angewendet werden, ästige Schwartenbreter thun auch die Dienste. In das schöne Zeug, darein manche ihre Todten putzen, kann sich ein Lebendes besser kleiden, als die blaßgelbe Leiche. Man ist in unsern Zeiten so vernünftig geworden, daß man einsieht, es sey Unsinn, stinkende Leichen in Kirchen zu begraben, die für Lebende erbaut sind, ich brauche daher ein solches Kirchenbegräbniß nicht zu verbitten, aber ich will auch auf dem Kirchhofe nicht dahin, wo sich die Eiteln, die Reichen und Vornehmen mit ihren Leichen hindrängen, sondern auf ein leeres Plätzchen, wo meine Gebeine nicht eher wieder ausgescharrt werden, bis sie zum Staube verweset sind. Will eine freundschaftliche Hand einen Rosenstock oder Fruchtbaum auf meinen Grabhügel pflanzen, das sey ihm unverwehrt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Als der Arzt fortgehen wollte, wagte Liebreich noch die bescheidene Bitte an ihn: Ob er nicht wollte die Gewogenheit haben, die Leiche zu öffnen? Er habe längst gewünscht, seinen Kindern und Hausgenossen die vortreffliche Einrichtung des menschlichen Körpers kennen zu lernen, damit sie wüßten, wie sie das vortreffliche Wohnhaus ihrer Seele schätzen und erhalten sollten; zugleich hoffe er, würden sie dann die Scheu vor Todten verlieren, deren Behandlung man nicht immer überhoben seyn könne, sich nicht mehr vor Leichen fürchten, und denn wüsse er auch gewiß, daß Heinrich nicht wieder erwache.

Herr Doktor Heilmann war sehr bereitwillig dazu, und äußerte mit Vergnügen den Wunsch, daß doch alle Menschen so vernünftig seyn möchten, ihre Leichen öffnen zu lassen, nicht allein aus obigen Gründen, sondern auch weil dadurch der Arzt oft in den Stand gesetzt werden könne, allerlei Entdeckungen und Beobachtungen anzustellen, um sich in der Heilkunde immer mehr zu vervollkommnen. Ihm und den Hin-

terlaßnen gereiche es oft zu großer Beruhigung, wenn man finde, daß die Krankheit richtig behandelt worden, aber den körperlichen Umständen nach unheilbar gewesen sey.

Mutter Liebreich. Da könnte wenigstens mancher noch in seinem Todte nützen, der im Leben der menschlichen Gesellschaft eben nicht viel genützet hat.

Liebreich. Da sträuben sich oft viele, wie Heinrichs Mutter, aus Unverstand gegen das Aufschneiden des todten Körpers, und, lieber Gott, wie mancher gute Mensch wird im Kriege verstümmelt, und mit den übrigen Todten in eine Grube geworfen, ohne daß man sich viel um ihn bekümmert!

Die Leiche blieb also noch im Bette und in der Ruhe liegen, bis gegen Abend der Arzt kam, und allerlei Versuche mit Spiritus, Reiben, Elektrisiren und dergleichen anstellte, um sich zu versichern, daß Heinrich wirklich tod sey, und um Liebreichen mit diesen Versuchen zur Wiederbelebung Verstorbener bekannt zu machen. Er war wirklich tod, und nun legte man ihn auf ein Tuch in das Strohbette. Liebreich nahm seine Familie öfters mit hinauf, um sie an den Anblick eines Todten zu gewöh-

wöhnen, und als am andern Morgen die Leichenöffnung vor sich gieng, versicherten sie alle, daß sie es sich zutrauten, dabei zu seyn.

Am andern Morgen bald früh kam der Herr D. Heilmann mit noch einem jungen Arzt, um die Oeffnung der Leiche vorzunehmen. Herr Weidner, die beiden Lehrer und Liebreichs begaben sich mit ihnen zur Kammer. Sie alle lernten bei dieser Gelegenheit sehr viel, alle gestanden, als es vorüber war, daß der Leib des Menschen künstlich und vortrefflich eingerichtet sey.

Man hüllte Heinrichs Leichnam in ein leinen Tuch, und legte ihn in den Sarg, an welchem Liebreich und Christian mit Wehmuth gearbeitet hatten. Die Gesellschaft gieng auseinander. Die Leiche blieb stehen bis den folgenden Morgen um vier Uhr, da trugen Heinrichs Kammeraden den Sarg auf der Bahre zum Gottesacker außerhalb der Stadt. Liebreich, Fritz und Christian begleiteten sie. Kühl wehte die Morgenluft, und der Thau träufelte von den Zweigen der Kirchhofslinden, alles war noch ruhig und still und öde, nur der wache Vogel zwitscherte seinen Morgengesang. Graue Dämmerung ruhte über dem Kirchhof, da

der

der Sarg leise in's Grab gesenket wurde. Trüb war es in der Seele der Zuschauer, traurig und düster blickten sie hinab in das tiefe Grab auf den Deckel des Sarges, als der Todtengräber die Erdschollen darauf scharrte, aber als er den Grabhügel aufhäufte, da brach der Morgen an, freundlich schien die Sonne aus Osten aufs Grab. Die Leichenbegleiter warfen noch einen wehmüthigen Blick mit Thränen im Auge auf den Hügel, der nun die Leiche ihres abgeschiedenen Freundes barg, dann verließen sie den Kirchhof in der seligen Ueberzeugung: daß hier nun der Leib verwese, aber der Geist des Menschen unsterblich sey.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lossius, Rudolph Christoph,

Meister Liebreich ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien

Bd.: 3

Gotha 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.378(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301539-7